

Johann Georg Müller : engagierter Berichterstatter über die Helvetik

Autor(en): **Rüttimann, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schaffhauser Beiträge zur Geschichte**

Band (Jahr): **72 (1995)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-841644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Georg Müller: Engagierter Berichterstatter über die Helvetik

ANDREAS RÜTTIMANN

1. Einführung

*Ich thue was ich kann um Neuigkeiten für dich aufzujagen und scheue keine Kosten: Mehr kann ich nicht thun; auch nicht alles verbürgen.*¹

Mit diesen Worten beschrieb der Schaffhauser Johann Georg Müller (1759–1819) die Informationstätigkeit für seinen Bruder Johannes von Müller (1752–1809) in bezug auf die Ereignisse beim Übergang von der Alten Eidgenossenschaft zur Helvetischen Republik. Der Theologe, Schulmann und Literat, der durch die 1798 eintretenden Veränderungen auch in die aktive Politik gezogen wurde, sprach damit sein Engagement an, aber auch die Probleme, welche sich für ihn ergaben, wenn er seinem Bruder Johannes von Müller, dem Hofrat im kaiserlichen Wien, die Vorkommnisse in der alten Heimat schilderte. Die Briefe Johann Georgs an seinen Bruder, welche oft wie ein Tagebuch anmuten, bilden eine äusserst umfangreiche Quelle, gerade auch für die Zeit der Helvetischen Republik. Sie wurden für den Zeitraum von 1789 bis 1809, dem Todesjahr Johannes von Müllers, von Eduard Haug teilweise ediert.² Aufgrund ihrer Informationsdichte und der reichlich vorhandenen persönlichen Urteile und Stellungnahmen bildeten die Briefe auch das zentrale Quellenmaterial für meine Lizentiatsarbeit.³ Darin habe

1 Johann Georg Müller an seinen Bruder Johannes von Müller, 3. März 1798. Stadtbibliothek Schaffhausen: Ministerialbibliothek, Johann-Georg-Müller-Nachlass 66/74.

2 Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und J. v. Müller, 1789–1809, hg. von Eduard Haug, Frauenfeld 1893. Haug wusste zwar, dass eine regelmässige brüderliche Korrespondenz seit 1778 stattgefunden hatte, konnte aber die Briefe anlässlich seiner Edition nicht auffinden und glaubte daher, sie seien verlorengegangen, wie er in der Einleitung S. VII schreibt. Die Briefe dieses Zeitraumes sind allerdings heute noch im Johann-Georg-Müller-Nachlass vorhanden.

3 Andreas Rüttimann, *Neue Freiheit – neue Leiden. Die Helvetik im Urteil einiger Betroffener*. Lizentiatsarbeit der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich, 1994. Ein Exemplar befindet sich in der Stadtbibliothek Schaffhausen und kann dort eingesehen werden.

ich, basierend auf den Briefen, Memoiren und Tagebüchern von acht verschiedenen Autorinnen und Autoren unterschiedlicher sozialer Zugehörigkeit und politischer Grundausrichtung, die Darstellungen und die Bewertungen bestimmter Aspekte der Helvetik untersucht. Ihre Aussagen wurden ergänzend zu denjenigen des Schaffhauser Hauptzeugen herangezogen.

Die vorliegende Abhandlung baut auf den in meiner Lizentiatsarbeit gewonnenen Erkenntnissen auf, stellt aber noch eindeutiger Johann Georg Müllers Betrachtungsweise ins Zentrum. Anhand von ausgewählten Aspekten soll seine Bewertung der Helvetik dargestellt werden, wobei dann auch auf andere Autoren verwiesen werden soll, wenn dies zur Verdeutlichung der Problemlage dient.

Zunächst werde ich auf die Zeit des Überganges von der Alten Eidgenossenschaft zur Helvetischen Republik eingehen und dabei aufzeigen, welche Ursachen Müller und die anderen Autoren für den Untergang des alten Systems verantwortlich machten und welche Hoffnungen oder aber Ängste sie gegenüber dem Neuen hegten. Das folgende Kapitel ist dem helvetischen Staat, insbesondere seiner Verfassung und seinen Machthabern, gewidmet. Daran schliesst sich ein Kapitel über das Verhältnis der Betroffenen zu Frankreich und den Franzosen an.

1799 drangen vorübergehend kaiserlich-österreichische und dann auch noch russische Truppen in Teile der Schweiz ein und verdrängten die französischen Truppen daraus, was teilweise eine Rückkehr zu den vorrevolutionären Zuständen bedeutete. Diesem Intermezzo, das in den meisten Gebieten nur bis in den Herbst hinein dauerte, im rechts des Rheines gelegenen Schaffhausen jedoch bis zum Frühjahr 1800, ist der folgende Teil gewidmet. Dabei werden einmal mehr die Hoffnungen und die Ängste der Betroffenen aufgezeigt sowie die Massnahmen und die Pläne der vorübergehend eingesetzten Interimsregierungen betrachtet. Schliesslich soll auch noch ein Vergleich zwischen den «alten» und den «neuen Befreiern», das heisst zwischen den Franzosen einerseits sowie den Österreichern und den Russen andererseits, angestellt werden.

Im anschliessenden Kapitel werde ich auf die Krise des helvetischen Staates eingehen, dem es immer schwerer fiel, die anstehenden Probleme zu lösen. Das letzte Kapitel, das sich mit der Helvetik befasst, ist deren Ende gewidmet. In ihm sollen die von Müller und den anderen genannten möglichen Auswege aus der Staatskrise sowie ihre Bewertung des tatsächlichen Ausganges, der Mediationsakte, und ihres Haupturhebers, Napoleon Bonapartes, aufgezeigt werden.

Bevor ich zum Hauptteil der Untersuchung übergehe, möchte ich kurz darlegen, auf welcher Quellenbasis die vorliegende Arbeit beruht. Die in dieser Arbeit herangezogenen Briefe Johann Georgs an seinen Bruder bilden nur einen kleinen Teil seines umfangreichen literarischen Nachlasses, der als Eigentum der Ministerialbibliothek in der Stadtbibliothek Schaffhausen aufbewahrt

wird.⁴ Sie wurden, wie bereits erwähnt, für den Zeitraum von 1789 bis 1809 von Eduard Haug teilweise ediert. Die Dichte der Briefe nimmt während der unruhigen Zeit des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft und der Zeit der Helvetik stark zu, wie schon Karl Stokar festhielt.⁵ Im Katalog von Endre Zsindely sind für den Zeitraum von Oktober 1797 bis Ende 1803 237 Briefe Johann Georgs an seinen Bruder aufgeführt. Haug publiziert davon 168, wovon die meisten aber mehr oder weniger grosse, vom Herausgeber angegebene Auslassungen aufweisen. Deshalb habe ich für diesen Zeitraum, der den Schwerpunkt meiner Arbeit bildet, zusätzlich auf die handschriftlichen Originale zurückgegriffen. Für die Zeit vor Oktober 1797 und nach 1803 basiert meine Arbeit dagegen nur auf den von Haug publizierten Stellen. Aus Platzgründen muss hier auf eine detaillierte kritische Bewertung von Haugs Briefausgabe verzichtet werden.⁶ Ich möchte an dieser Stelle nur kurz die wichtigsten Ergebnisse nennen. Haugs Ausgabe erweckt keinen falschen Eindruck bezüglich der politischen Ansichten und Bewertungen Müllers und seines oft vorkommenden Meinungswandels. Allerdings hat Haug aus heutiger Sicht eine Art von Positivzensur durchgeführt. Das heisst, er hat gewisse Passagen der Briefe nicht abgedruckt, die das letztlich weitgehend positive Bild Johann Georg Müllers allzusehr belasten könnten. Zudem liess er gelegentlich auch Nachrichten weg, welche Johann Georg seinem Bruder nur aufgrund von Gerüchten geschrieben hatte, die sich im nachhinein aber als falsch erwiesen.

4 Sämtliche zu Lebzeiten Müllers publizierten, von ihm selbst verfassten oder aber herausgegebenen Werke sind verzeichnet bei: Conrad Mägis, *Die Schaffhauser Schriftsteller von der Reformation bis zur Gegenwart*, biographisch-bibliographisch dargestellt, Schaffhausen 1869, S. 57–60.

Der gesamte Nachlass Müllers umfasst rund 580 Faszikel von sehr unterschiedlichem Umfang. Der in den 60er Jahren von Endre Zsindely erstellte maschinengeschriebene Katalog, dessen Register auch gedruckt vorliegt, eröffnet einen ausgezeichneten Zugang zu diesem Nachlass: Endre Zsindely, *Katalog des Johann-Georg-Müller-Nachlasses der Ministerialbibliothek Schaffhausen*, Schaffhausen 1964. Der maschinengeschriebene Katalog kann im Lesesaal der Stadtbibliothek Schaffhausen eingesehen werden. Endre Zsindely, *Katalog des Johann-Georg-Müller-Nachlasses der Ministerialbibliothek Schaffhausen [Register]*, Schaffhausen 1968.

Auf den Forschungsstand betreffend die Person und das Werk von Johann Georg Müller kann an dieser Stelle aus Platzgründen nicht eingegangen werden. Ich verweise auf die Einleitung meiner Lizentiatsarbeit, S. 5–13.

5 Karl Stokar, *Johann Georg Müller*, Basel 1885, S. 187.

6 Die detaillierte Untersuchung dazu findet sich in der Einleitung meiner Lizentiatsarbeit, S. 8–10, wobei dort Haugs eigene diesbezügliche Bemerkungen, die Bewertung von Barbara Schnetzler sowie die Ergebnisse meiner eigenen Arbeit angeführt sind. Barbara Schnetzler, Müllers Briefsammlung und Manuskripte als Denkmal für klassische Menschlichkeit: Ansätze zur künftigen Forschung und Edition, in: *Johannes von Müller – Geschichtsschreiber der Goethezeit*, hg. von Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Schaffhausen 1986, S. 318.

Ich möchte an dieser Stelle auch noch kurz auf die anderen von mir untersuchten Autoren eingehen und darlegen, auf welches Quellenmaterial neben Müllers Briefen sich meine Arbeit stützt.⁷

Als Vertreter der Unterschicht habe ich Ulrich Bräker, den «Armen Mann im Toggenburg» (1735–1798), mit seinem Tagebuch⁸ und Heinrich Bosshard (1748–1815) mit seiner Lebensgeschichte⁹ gewählt. Dieser war mit Müller befreundet, welcher den ersten Teil seiner Lebensgeschichte herausgegeben hat. Als politisch stark interessierte Zeitzeugin wurde Anna Barbara Hess-Wegmann (1764–1825) mit ihren Berichten ausgewählt.¹⁰ Ihr Vater, ihr Ehemann und ihr Bruder waren Mitglieder der Zürcher Räte und gehörten dort von Anfang an zur Gruppe, die sich für eine Amnestie der nach den Stäfner Unruhen Verurteilten sowie für Reformen des alten Staates einsetzte. Durch ihre Verwandten war sie über die politischen Geschehnisse sehr gut informiert.

Aus Zürich stammten auch David Hess (1770–1843),¹¹ Johann Caspar Hirzel (1746–1827)¹² und Johann Kaspar Pfenninger (1760–1838),¹³ wobei erstere überzeugte Anhänger der alten Ordnung waren, während sich letzterer bereits anlässlich der Stäfner Unruhen und dann erneut in der Helvetik, beispielsweise als Zürcher Statthalter, vehement für die Durchsetzung der neuen politischen Ideen einsetzte und dies auch in der folgenden Zeit tat.

7 Aus Platzgründen kann ich hier nicht auf die Lebensgeschichte, den Forschungsstand sowie die Quellenkritik zu den sieben weiteren Autoren eingehen. Ich verweise diesbezüglich auf die Einleitung meiner Lizentiatsarbeit, S. 13–25.

8 Ulrich Bräker, Tagebuch 1797/98, Kantonsbibliothek St. Gallen (Vadiana), Sq 70, maschinengeschriebene Umschrift des Originals.

9 Heinrich Bosshard, eines schweizerischen Landmannes Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben [1. Teil], hg. von Johann Georg Müller, Winterthur 1804. 2. Theil o. O. 1810 (Nachdruck der beiden Teile, o. O. 1988).

10 Barbara Hess-Wegmann, Darstellung der Übergangszeit November 1797 bis April 1798, in: Zeitgenössische Darstellungen der Unruhen in der Landschaft Zürich, 1794–1798, hg. von Otto Hunziker, Basel 1897 (Quellen zur Schweizer Geschichte, 17), S. 131–227.

Aufzeichnungen von Frau Hess-Wegmann, in: Vor hundert Jahren, IV. Teil: Aus zeitgenössischen Aufzeichnungen und Briefen, hg. von Heinrich Zeller-Werdmüller, Zürich 1899, S. 5–32; Bericht von Frau Hess-Wegmann über die zweite Schlacht bei Zürich, S. 117–124.

11 Von David Hess wurde seine Schilderung der beiden Schlachten von Zürich im Jahre 1799 und der dazwischenliegenden Zeit herangezogen, welche als einziger Teil seines Tagebuches, abgesehen von Reisetagebüchern, nach seinem Tod nicht auf seine Anordnung hin verbrannt werden musste, wie Ernst Eschmann, David Hess 1770–1843: sein Leben und seine Werke, Diss., Aarau 1910, S. 276, festhält.

David Hess, Tagebuch, in: David Hess, Johann Caspar Schweizer, ein Charakterbild aus dem Zeitalter der Französischen Revolution, hg. von Jakob Baechtold, Berlin 1884, Einleitung S. XXXVI–LXIII.

12 Seckelmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahr 1799 [von ihm selbst erzählt], Zürcher Taschenbuch 23 (1900), S. 48–70.

Briefe an seinen Sohn, in: Wilhelm Oechsli, Der Fusionsversuch in der Helvetik und sein Ausgang, beleuchtet durch die Briefe zweier Zürcher, Zürcher Taschenbuch 24 (1901), S. 188–253.

13 Lebensgeschichte des Johann Kaspar Pfenninger, von Stäfa, Arzt u. d. Z. Regierungsrath des Kantons Zürich, Zürich 1835.

Als letzter Zeitzeuge wurde schliesslich Heinrich Zschokke (1771–1848) mit seiner «Selbstschau» gewählt.¹⁴ Zschokke, der vor allem auch durch seine zahlreichen literarischen Werke berühmt wurde, war während der Helvetik und auch später vielseitig politisch tätig und setzte sich für die Durchsetzung des liberalen Gedankengutes ein.

2. 1798: Untergang und Neubeginn

Im Frühjahr 1798 fand die Alte Eidgenossenschaft mit dem Einmarsch französischer Truppen ihr definitives Ende. Schon zuvor war es allerdings in verschiedenen Gebieten der Schweiz zu revolutionären Bewegungen gekommen, welche die alten Machtstrukturen entscheidend verändert hatten. Für die Zeitgenossen stellte sich damals grundsätzlich die Frage, ob der Übergang von der Alten Eidgenossenschaft zur Helvetik von der Schweiz selbst ausgegangen oder aber vom revolutionären Frankreich aus gesteuert worden sei. Dieses Problem hat nicht nur die damals Betroffenen, sondern auch die Historiker bis in die Gegenwart hinein beschäftigt und unterschiedliche Antworten hervorgebracht. Auch die in meiner Arbeit untersuchten Autoren haben unterschiedliche Stellungnahmen zu dieser Frage abgegeben. Das Bild, welches sie von der vorrevolutionären Schweiz hatten, war dabei entscheidend. Glaubten sie, in der Schweiz hätten vor 1798 weitgehend befriedigende Verhältnisse geherrscht, so musste die Revolution von aussen verursacht worden sein. Bewerteten sie dagegen die Situation als unbefriedigend oder gar unhaltbar, so waren die Veränderungen trotz des offensichtlichen französischen Eingreifens nur eine logische Folge der inneren Missstände. Johann Georg Müller nimmt in dieser Frage, wie auch in vielen anderen, eine mittlere Haltung ein. Eine Stelle aus einem Brief vom 10. März 1798 an seinen Bruder – der Fall Berns war in Schaffhausen bekannt – beschreibt diese Haltung besonders gut:

*Du wirst, liebster Bruder, aus einem Brief von Hoze unser trauriges Schicksal schon wissen! Unser uralter Ruhm, unsere Freyheit und Glückseligkeit sind auf eine unrühmliche Weise durch den Starrsinn unserer Regierungen, durch die Unwissenheit und Verrätherey der Officirs, durch die Verführungen der Franzosen und ihrer Helfenshelfer auf eine unwiderbringliche Weise verlohren!*¹⁵

Müller übte also durchaus Kritik an den inneren Verhältnissen der Schweiz. Abgesehen vom bereits Gesagten tadelte er auch schon früh, nämlich im Oktober 1797, die mangelnde Kooperationsbereitschaft der verschiedenen Kantone in der sich abzeichnenden Krise.¹⁶ Heinrich Zschokke kritisierte ebenfalls die überholte staatliche Struktur der Schweiz und nannte sie gar ein «verdorrtes, politisches Ge-

14 Johann Heinrich Zschokke, Eine Selbstschau. Erster Theil: Das Schicksal und der Mensch, hg. von Rémy Charbon, Bern 1977 (Schweizer Texte, 2).

15 10. März 1798, Haug, S. 103.

16 27. Oktober 1797, Haug, S. 78.

wächs des Mittelalters». ¹⁷ Allerdings mass Müller dem französischen Einfluss auf die revolutionären Vorgänge in der Schweiz eine bedeutende, letztlich wohl die entscheidende Rolle bei. So klagt er beispielsweise im Februar 1798: «So stehen wir izt ... immer noch vergiftet vom Pesthauch Galliens und Mengauds Aufheizungen.» ¹⁸

Für Johann Kaspar Pfenninger, einen Verfechter der 1798 neu errichteten Ordnung, waren

Revolutionen ... nur eine regelmässige Folge einer schlechten Staatsverwaltung, der Despotie, der Verschwendung der Regenten, der Unterdrückung, der Erpressungen, der Verletzung der Konstitutionen und der Verkümmern der dem Volke zugesicherten Rechte und Freiheiten. Schlechte Regenten – nicht schlechte Völker legen den Grund zu Staatsumwälzungen. ¹⁹

Diese Worte verdeutlichen, dass von den Anhängern des neuen Systems die französische Einflussnahme, so unbestreitbar sie auch sein mochte, höchstens als bewusstseinsfördernd eingestuft, nicht aber als verantwortlich für die Umwälzungen von 1798 angesehen wurde. Zur Frage der Verantwortlichkeit für die Veränderungen bietet eine Stelle aus dem Tagebuch Ulrich Bräkers vom März 1798 eine interessante Ergänzung. Er schrieb, in Teilen des Volkes herrsche *hefftige erbitterung, nicht so wohl gegen die Franken ... als vielmehr gegen so viele treulose Eydgenossen ... die wie Reudige Schaaffe – noch gar viele gesunde anstecken, und vergifften – Dann auch warme Franzosenfreunde – oder Jacobiner – wie mann will ...* ²⁰

Genauso wie in der Bewertung der Gründe für den Untergang der alten Ordnung gingen auch die Erwartungen gegenüber der neuen Zeit bei den verschiedenen Autoren auseinander. Bei Johann Georg Müller überwogen eindeutig die Ängste vor dem Neuen über die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Als Entscheidungsgrundlage dienten ihm dabei einerseits Frankreich selbst, andererseits die von diesem bereits im revolutionären Sinn umgestalteten Staaten wie Holland und die Cisalpinische Republik. ²¹ Im Februar 1798, also noch vor dem Einmarsch französischer Truppen in die Schweiz, fürchtete er die zu erwartende *Central Administration, die Aufhebung der Unterscheidung der Cantons, ein von Frankreich oder dem Französischen Gesandten abhängendes Direktorium, sodann der Terrorismus und Proscriptionssystem, und endlich allgemeine Armuth, Irreligiosität und Unsittlichkeit ...* ²²

¹⁷ Zschokke (Anm. 14), S. 92.

¹⁸ 17. Februar 1798, Haug, S. 94. Mengaud war damals französischer Geschäftsträger in der Schweiz.

¹⁹ Pfenninger (Anm. 13), S. 8.

²⁰ Tagebuch, 11. März 1798, Bräker (Anm. 8), S. 418.

²¹ 7. Februar 1798, Haug, S. 89.

²² Haug, S. 89.

Neben der Angst um sein Vermögen²³ fürchtete Müller sogar um sein Leben.²⁴ Neben den bei ihm zwischendurch immer wieder aufkeimenden Hoffnungen, es werde doch nicht alles ganz so schlimm herauskommen,²⁵ fällt insbesondere ein gewisser Meinungsumschwung zu dem Zeitpunkt auf, als er bei der Errichtung der neuen Ordnung selbst in die Regierung gewählt wurde und sogar die Aussicht bestand, dass sein Bruder Johannes zu einem der Direktoren des neuen helvetischen Staates ernannt werden würde.²⁶ Johann Georg, der in Schaffhausen in die Kirchen- und Schulkammer gewählt worden war, hoffte, dadurch «vortrefliche Einrichtungen in der Kirche und den Schulen durchsetzen zu können».²⁷ Bald kehrte er indessen wieder zu seiner negativen Grundeinstellung gegenüber dem Neuen zurück, wenn er auch weiterhin aktiv in der Politik tätig blieb.

Zu den von ihm in seinen Briefen genannten Ängsten und Befürchtungen bieten die Erwartungen Johann Kaspar Pfenningers einen eigentlichen Gegenpol. Besonders deutlich wird dies in einer Rede vor der Wädenswiler Versammlung am 3. Februar 1798, welche er in seine Lebensgeschichte eingerückt hat:

*... so beginnt nun die Sonne der Freiheit ihre erquickenden Strahlen über die Gefilde unseres bedrängten Vaterlandes auszubreiten, und bald, bald wird sie uns mit ihrem vollen Glanze leiten! o der seligen Zukunft, in welcher sich alle Bewohner Helvetiens von gleichem Geiste durchdrungen, von gleichem Muth belebt, brüderlich umarmen, wo nicht Geburt und Stand zu Würde und Aemtern erheben, wo wir uns Alle unter dem erquickenden Schatten des Freiheitsbaumes versammeln ...*²⁸

Diese Worte verdeutlichen, wie sich im Gegensatz zu Müller die vom alten System Unterdrückten mindestens teilweise die grössten Hoffnungen machten. Der Bericht von Barbara Hess-Wegmann verdeutlicht indessen, dass auf der Zürcher Landschaft, wo auch Pfenninger herkam, sich nicht alle nur das reine Glück von der Zukunft erhofften, sondern sich insbesondere vor dem Einrücken französischer Truppen fürchteten. Als die Landbewohner gegen die Stadt Zürich vorrückten, gaben sie folgende Stellungnahme ab:

*Sie wollen den Frieden so gern als die andere Partei, und wissen wohl, dass wenn die Franzosen kämen, beide Teile unglücklich würden; aber sie wollen sich von den Herren in der Stadt nicht länger am Narrenseil herumführen lassen.*²⁹

Unter den Zürcher Bürgern herrschte offenbar noch eine weitere Angst, die ihre Einstellung gegenüber den sich abzeichnenden Veränderungen entscheidend beeinflusste. Barbara Hess-Wegmann berichtet davon, dass sie um ihre alten Privi-

23 14. März 1798, Haug, S. 106.

24 3. Februar 1798, J.-G.-Müller-Nachlass 66/67.

25 17. Februar 1798 und 21. Februar 1798, Haug, S. 92.

26 31. März 1798, Haug, S. 114.

27 Haug, S. 114.

28 Pfenninger (Anm. 13), S. 129.

29 Hess-Wegmann, Darstellung der Übergangszeit (Anm. 10), S. 206.

legien fürchteten, die ihnen vor allem viele wirtschaftliche Vorteile gegenüber den untertänigen Bewohnern auf der Landschaft gebracht hatten.³⁰

Alle diese angeführten Aussagen von Zeitgenossen verdeutlichen, wie weit bei den verschiedenen Autoren die Erwartungen gegenüber dem Neuen auseinander gingen. Weitverbreitet scheint allerdings der Wunsch gewesen zu sein, Frankreich möge nicht die ganze Schweiz besetzen, da man sich selbst bei den Anhängern der neuen Ordnung nur Nachteile davon versprach. Hoffnungen und Ängste waren somit, wenn auch in unterschiedlicher Art und Intensität, auf beiden Seiten, bei Anhängern wie bei Kritikern des neuen Systems, vorhanden.

Liest man die Berichte der Zeitgenossen über die Übergangszeit von 1797/98, so fallen einem immer wieder Äusserungen auf, in denen die Betroffenen selbst davon berichten, wie stark sie von dieser Epoche oder von ganz speziellen Ereignissen in ihrem Innersten bewegt wurden. Für Johann Kaspar Pfenninger ermöglichte beispielsweise erst der Untergang der alten Ordnung in Zürich die Rückkehr aus der Verbannung, welche für ihn eine Folge der Stäfner Unruhen gewesen war. Er war völlig überwältigt davon, nach drei Jahren seine Familie, Verwandte, Bekannte, Freunde und «teilnahmsvolle Menschen, in dem wie im Traume wieder betretenen Vaterlande zu sehen und von ihnen über alle Erwartung gleichsam im Triumphe empfangen zu werden».³¹

Diesem Bericht liessen sich zahlreiche andere über die Ergriffenheit der betroffenen Zeitgenossen beifügen. Johann Georg Müller, ein auch sonst nicht gerade gefühlsarmer Mensch, bildet diesbezüglich keine Ausnahme. Obwohl er aufgrund der Veränderungen aktiv in die Politik eingetreten war, bekundete er damit innerlich immer wieder Mühe. So schrieb er etwa im Juni 1798, als er das erste Mal anlässlich der Distriktsgerichtswahlen in der neuen helvetischen Amtstracht «à la Republicain» hatte auftreten müssen: «Ich seze mich darüber weg, ist es doch nur das Kleid.»³² Immer wieder zeigten sich die Betroffenen von der Dynamik der Ereignisse beeindruckt. Ulrich Bräker hielt beispielsweise im Juli 1798 über die Vorkommnisse seit Neujahr fest,

*das sonst in einigen 100 Jahren nicht so viel neuigkeiten und politische Veränderungen vorgegangen seyen – als in diesem einzigen halben Jahr.*³³

Diese Schnelligkeit der Veränderungen bewirkte häufig grosse Unsicherheit, was weiter geschehen würde. Die Ungewissheit erscheint als typisches Merkmal dieses Zeitabschnittes in den Berichten der Betroffenen. Müller sprach diese in seinen Briefen des öfteren an, und zwar sowohl was die politische Zukunft anbelangt³⁴ als auch was das eigene künftige Schicksal betrifft:

30 Hess-Wegmann, Darstellung der Übergangszeit (Anm. 10), S. 160.

31 Pfenninger (Anm. 13), S. 127.

32 15. Juni 1798, Haug, S. 135.

33 Tagebuch, 7. Juli 1798, Bräker (Anm. 8), S. 469.

34 Besonders deutlich in einem Brief vom 24. März 1798, Haug, S. 112.

*Was noch aus mir werden wird, weiss ich nicht. Hörst du, dass ich Corporal geworden oder Sekelmeister oder was ärgeres, so verwundere dich gar nicht ... hättest du es je von mir geglaubt, dass es mich noch treffen werde, ein Nonnen-closter zu sequestrieren? Dies musste ich vorige Woche mit unserm Statthalter in S.Cathrinenthal tun.*³⁵

3. Der neue Einheitsstaat

Die Bewertung des neuen helvetischen Einheitsstaates durch Johann Georg Müller und die übrigen untersuchten Autoren kann auf dem hier zur Verfügung stehenden Raum nicht umfassend dargestellt werden. Eine Beschränkung auf die Verfassung und die Machthaber des neuen Staates bietet indessen eine Möglichkeit, die Einstellung der Betroffenen zu zentralen Punkten und damit indirekt auch zum neuen Staat in seiner Gesamtheit aufzuzeigen. Beginnt man mit den Stellungnahmen Müllers in diesen beiden Bereichen, so fallen besonders die Veränderungen in seinen Urteilen auf. Bereits im Februar 1798, noch vor der Errichtung des neuen Einheitsstaates, schrieb er:

*Lieber wollte ich offenbaren Krieg als die Constitution Helvetique annehmen, die uns der Ochs in Paris aufdrängen will, eine förmliche Gallicisirung oder vielmehr Hollandisirung ... sie ist mit wenigen Aenderungen von der französischen abcopirt und involvirt.*³⁶

Obwohl Müller am 7. März, als er noch keine Nachrichten vom Fall Berns hatte, immer noch behauptete, «nur bei den Terroristen allein ist die neue Constitution beliebt, und es wird greuliche Auftritte geben bis sie durchgesetzt ist»,³⁷ trat dann letztlich auch er für deren Annahme ein, wobei ihn allerdings Sachzwänge dazu bewogen:

*Basel hat die Ochsische Constitution angenommen; Bern, Freybourg, Solothurn, Pay de Vaud ebenfalls; der Canton Aargau und Luzern sind vermuthlich im Werk; also wird fernerer Widerstand unmöglich.*³⁸

Am Ende des Monats hoffte er gar auf eine möglichst rasche Einführung der neuen Staatsordnung:

*So schwer sie [die Verfassung] ist, so ist es der Wunsch meines Herzens und sicher tausend Schweizer, dass das Directorium und die Rätthe doch recht bald erwählt und in volle Wirkung kommen möchten. Denn sie ist das einzige Mittel, der gänzlichen Anarchie zu wehren, die immer mehr allenthalben, auch bei uns einreisst.*³⁹

35 16. Mai 1798, Haug, S. 128.

36 17. Februar 1798, Haug, S. 93.

37 7. März 1798, Haug, S. 102.

38 21. März 1798, Haug, S. 109.

39 31. März 1798, Haug, S. 113.

Ausserdem hoffte er zu diesem Zeitpunkt auch noch, «manche scharfe Eke werde in kurzer Zeit abgeschliffen werden – je nachdem wir Directoren bekommen».⁴⁰ Dass letztlich die meisten Gebiete der Schweiz die Verfassung annahmen, hatte indessen auch mit der Drohung Frankreichs zu tun, im Weigerungsfalle in die entsprechenden Gebiete einzurücken.⁴¹ Dies geschah nach der Annahme aber trotzdem. Der französische Druck bewirkte auch, dass nicht nur die «von Basel verbesserte»⁴² Version der helvetischen Verfassung, sondern schliesslich, wie von Frankreich verlangt, die ursprüngliche Version angenommen wurde.⁴³ Trotz Müllers Engagement, das von ihm selbst als Pflicht verstanden wurde, innerhalb des neuen Systems im Rahmen des Möglichen etwas zu bewirken, gab er bald wieder seiner Kritik gegenüber der Verfassung Ausdruck, die das Fundament des neuen Staates bildete:

Wenn ich einen unpartheyischen Franzosen vor mir hätte, so würde ich ihn bei seinem Gewissen fragen: ob er denn im Ernste glaube, dass in der Mutter- und den SchwesterRepubliken eine Constitution auf lange würde Bestand haben können, die nicht anders, als mit der Zuchtruthe in der Hand allenthalben eingeführt worden und der man abtrünnig wird, sobald der mächtigere nur Mine macht, die Ruthe hinter den Spiegel zu steken!⁴⁴

Müller, der, sich den Sachzwängen beugend, vorübergehend für die neue Verfassung eingetreten war, kehrte damit wieder zu seiner ursprünglichen, ablehnenden Haltung zurück. Aber nicht nur er, sondern auch andere von mir untersuchte Autoren übten teilweise heftige Kritik an der neuen Verfassung. So wurde ihr insbesondere der auch bei Müller auftretende Vorwurf gemacht, letztlich von Frankreich geschaffen und, wie bereits erwähnt, nur auf dessen Druck hin eingeführt worden zu sein. Neben dem Schein des Fremden tadelten viele, sie sei «mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen»⁴⁵ worden. Auch Bräker beklagte beispielsweise:

... [Es] ist eine wunderliche Grille eines Fr. Commissärs der denn armsäligen unzugänglichen Fleken Apenzel zum Hauptort dess gantzen Cantons⁴⁶ gemacht hat – und nicht St.Gallen ... solche ungereimt sächel können einen ärgern ...⁴⁷

Bräker hatte indessen durchaus auch zugegeben, dass eine Verfassungsreform für die Schweiz nicht so abwegig war, da die Regierungsform «gar Pundschäkicht und mannigfaltig» war.⁴⁸ Später übte er aber erneut Kritik und sagte: «Der ge-

40 Haug, S. 113.

41 Barbara Hess-Wegmann erwähnte, dass diese Drohung sich in Zürich entscheidend auswirkte. Darstellung der Übergangszeit (Anm. 10), S. 226.

42 31. März 1798, Haug, S. 113.

43 7. April 1798, Haug, S. 116.

44 25. September 1798, Haug, S. 148.

45 Zschokke (Anm. 14), S. 108.

46 Gemeint ist der Kanton Säntis.

47 Tagebuch, 31. Mai 1798, Bräker (Anm. 8), S. 453.

48 Tagebuch, 7. Mai 1798, Bräker (Anm. 8), S. 443 f.

meine Mann staunt, und kann nicht klug aus al den Cantons und Distrikts eintheilungen – aus all den ungewohnten Titeln und Ämterbesetzungen werden.»⁴⁹ Einen abweichenden Standpunkt vertrat Johann Kaspar Pfenninger. Zwar berichtet auch er in seiner Lebensgeschichte, dass die Annahme der neuen Verfassung aufgrund der französischen Drohungen als einziger gangbarer Weg erschienen sei,⁵⁰ doch lobte er die Vorzüge derselben in einer Rede anlässlich der feierlichen Eidleistung darauf in Zürich.⁵¹

Insgesamt überwogen aber, nicht nur bei Müller, sondern auch bei vielen anderen, kritische Äusserungen zur Verfassung, die von Anfang an mit dem Schein des Fremden, in völliger Unkenntnis des Landes Geschaffenen behaftet war. Diesen Makel wurde sie nie los, wenn sie auch eine Zeitlang Bestand hatte. Gegen die Ablehnung der Verfassung und der neuen Ordnung in ihrer Gesamtheit konnte auch die staatlich getragene Propaganda nur wenig bewirken.⁵²

Johann Georg Müller hatte, obwohl selber Repräsentant des neuen Systems, wie zur neuen Verfassung, so auch zu den neuen Machthabern im Staat ein zwiespältiges Verhältnis. Einzelne Vertreter bewertete er konstant negativ, während sich sein Urteil über andere mit der Zeit änderte. Die Beurteilung der durch die Revolution in die Räte gekommenen Landabgeordneten war beispielsweise solch starken Schwankungen unterworfen. Zunächst lobte Müller diese noch:

*Ich bin mit ihnen allen ganz vertraut. Einer, der Gerber Müller von Thayngen, ... ist einer der gescheidesten Köpfe, die ich je kennengelernt ... Er ist mein Freund ... Der ist der erste unter den Landrepräsentanten. Du glaubst kaum, wie geschickt die Chefs derselben die Geschäfte angreifen, und das Unglück ist eben nicht so gross, dass einige der alten Regierung weggekommen sind!*⁵³

Bald änderte sich aber der Tonfall Müllers. Dabei tadelte er die Organe der helvetischen Zentrale ebenso wie diejenigen des Kantons Schaffhausen. So schrieb er beispielsweise am 5. Mai über die Tätigkeit der Schaffhauser Verwaltungskammer: «In der Verwaltungskammer kommen unsere Landleute bisweilen mit unverschämten Vorwürfen aufgezogen.»⁵⁴ Bald klagte er über die Zentralorgane: «In Arau ists halt ein Bauren-Regiment; 2/3 sind Landvolk, ein Teil mag gut denken, aber nicht weit.»⁵⁵ Im August beklagte er die Untätigkeit der Landabgeordneten bei der Gesetzgebung: «Die vom Lande sizen da wie Pröbste, und

49 Tagebuch, 10. Juli 1798, Bräker (Anm. 8), S. 469.

50 Pfenninger (Anm. 13), S. 128, 140.

51 Pfenninger (Anm. 13), S. 150.

52 Diesem Thema ist die Dissertation von Daniel Frei gewidmet: Die Förderung des schweizerischen Nationalbewusstseins nach dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft 1798, Zürich 1964.

53 21. März 1798, Haug, S. 109f.

54 5. Mai 1798, Haug, S. 125f.

55 Undatiert, zwischen 31. Mai 1798 und 15. Juni 1798, Haug, S. 133.

sprechen kein Wort.»⁵⁶ Während der Interimszeit von 1799 äusserte er sich nochmals negativ zur Volksregierung:

*Das Volk hat keine Festigkeit, keine Grundsätze, es ist immer auf Seite der siegenden Parthey; und regiert es, auf der Seite, wo es seinen Privatnuzen am besten zu finden hofft; darum bin ich auch immer gar nicht dafür, dass es regieren soll. Es wird unglücklich und macht andere unglücklich.*⁵⁷

Später hielt er sozusagen als Ausnahme von der Regel fest: «... es gibt auch unter den gemeinen sehr wakere und verständige Männer.»⁵⁸ Allerdings war Müller, wie im Kapitel über die Interimszeit noch gezeigt werden wird, nicht dafür, die Landbevölkerung generell von der politischen Macht auszuschliessen.

Auch die oberste Exekutive des neuen Einheitsstaates bewertete Müller verschieden. Zu Beginn finden sich durchaus noch positive Äusserungen darüber. Am 25. April 1798 schrieb er: «Das Direktorium ist gewählt. Die Dir[ektoren] werden allgemein gerühmt.»⁵⁹ Und auch kurze Zeit später lobte Müller im Gegensatz zu seiner Kritik an der Tätigkeit der übrigen Zentralorgane immer noch das Direktorium. Von dessen Tätigkeit erhoffte er sich eine Verbesserung der Situation und vor allem auch eine Unterstützung seiner eigenen Pläne für das Schul- und Kirchenwesen.⁶⁰ Seit dem Beginn der Interimszeit von 1799 hatte Müller dann eigentlich nur mehr schlechte Worte für die Zentralregierung übrig mit Ausnahme der nach dem dritten Staatsstreich im Herbst 1801 an die Macht gelangten föderalistischen Regierung unter dem Schwyzer Alois Reding. Im Juli 1799 schrieb er: «Die neuen Directoren scheinen nicht viel besser als die alten zu sein, und haben sie velleicht bloss darum vertrieben, um nun auch sich bereichern zu können.»⁶¹ Im Oktober 1800 drückte er dann seine ganze Unzufriedenheit mit der Zentralregierung in einem kurzen Satz aus: «Denn ich gestehe aufrichtig, nebst meiner ganzen Bürgerschaft der Bürger-Bauren oder PhilosophenRegierung einmal endlich von ganzem Herzen müde zu seyn ...»⁶²

Diesen teils vernichtenden Urteilen über die Regierungsgremien steht die Tatsache gegenüber, dass er selbst in diesem Staat politische Ämter übernommen hatte, worüber er bei der Eidesfeier auf die neue Verfassung sogar einen gewissen Stolz verlauten liess:

*Auf dem Aker standen der Regierungsstatthalter, ich neben ihm, und die Präsidenten der Gerichte auf einer Bühne (wenn es auch die Mama gesehen hätte!!)*⁶³

56 4. August 1798, Haug, S. 141.

57 19. Juni 1799, Haug, S. 182.

58 19. Oktober 1800, Haug, S. 249.

59 25. April 1798, J.-G.-Müller-Nachlass 66/87.

60 16. Mai 1798, Haug, S. 127.

61 6. Juli 1799, Haug, S. 185.

62 4. Oktober 1800, Haug, S. 246.

63 25. August 1798, Haug, S. 143.

Um die bisher gegebene, pauschale Einschätzung der neuen Machthaber abzurunden, sollen hier noch einzelne Persönlichkeiten, die im neuen Staate wichtige Funktionen übernommen hatten, etwas genauer betrachtet werden. Dabei blieben Müllers Urteile bei einzelnen Personen konstant, bei anderen änderten sie sich dagegen.

In der Einschätzung Johann Kaspar Pfenningers, des Zürcher Regierungsstatthalters, liegen die Dinge einfach. Müller bewertete diesen konstant negativ. Im Mai 1798 warf er ihm ausserordentlichen Hochmut vor,⁶⁴ im August gleichen Jahres nannte er ihn «fanatischer hiziger Revolutionnär und Sansculotte».⁶⁵ Dieser negativen Einschätzung Pfenningers pflichtete auch David Hess in seinem Tagebuch bei, indem er die Zürcher Regierungsmitglieder, zu denen auch Pfenninger gehörte, als «Afterregenten» bezeichnete.⁶⁶

Pfenninger bewertete dagegen seine Regierungsfähigkeit erwartungsgemäss anders:

*Vergeblich folgte mir auf allen Schritten das lauernde Auge der Aristokraten, und umsonst legte mir der Neid verstellter Patrioten Fallstricke; im Gegentheile erwarb ich mir durch Beobachtung meiner Pflichten das Zutrauen der obersten Behörden der Republik und vorzüglich des vollziehenden Direktoriums, sowie der Gutgesinnten im Kanton.*⁶⁷

Wie sehr Müller gelegentlich sein Urteil ändern konnte, mögen folgende, in chronologischer Reihenfolge aufgeführten Zitate über die Bewertung von Peter Ochs, dem Verfasser der 1. Helvetischen Verfassung und späteren Direktor, verdeutlichen:

*Ochs ... wird allgemein verwünscht, auch von solchen, die der Bernischen Aristokratie abgeneigt sind.*⁶⁸

*... Ochs und die übrigen Vernünftigen ...*⁶⁹

*Ochs kenne ich nicht, aber auch die, die ihn sonst nicht mochten, verdanken ihm, dass die Franzosen im Ganzen doch manierlicher mit uns umgehen.*⁷⁰

*Ochs ist also endlich gefallen, möge bald mit ihm auch das bleierne Kalb fallen, das dieser Verräther uns zur Anbetung aufgestellt hat!*⁷¹

Was seine Einschätzung von Ochs betrifft, kann Müller der Vorwurf eines gewissen Opportunismus nicht erspart werden. Er änderte sein Urteil auch in bezug auf Philipp Albert Stapfer, Minister der Künste und der Wissenschaften. Dabei schlug seine anfänglich positive Einschätzung ins Gegenteil um, wofür die Tatsache ver-

64 16. Mai 1798, Haug, S. 126.

65 4. August 1798, Haug, S. 141.

66 Tagebuch 25. September 1799, Hess (Anm. 11), S. XLVII.

67 Pfenninger (Anm. 13), S. 149.

68 27. Januar 1798, Haug, S. 84.

69 31. Mai 1798, Haug, S. 132.

70 4. Oktober 1798, Haug, S. 152.

71 16. Juli 1799, Haug, S. 189.

antwortlich gewesen sein dürfte, dass jener der Helvetik bis zum Schluss die Treue hielt.⁷² Durchwegs positiv bewertete Müller dagegen den Schwyzer Alois Reding, der durch den dritten Staatsstreich der Helvetik an die Macht gekommen war, allerdings bald wieder gestürzt wurde und dann im Herbst 1802 den Aufstandsversuch gegen die Helvetik anführte.⁷³ Hans Caspar Hirzel, der aufgrund seiner Tätigkeit im Redingschen Senat diesen persönlich näher kennengelernt hatte, teilte Müllers Hochachtung,⁷⁴ während Heinrich Zschokke seine Fähigkeit als Regierungschef bezweifelte.⁷⁵

Gerade diese letzten Sätze verdeutlichen, wie unterschiedlich und oft gar gegensätzlich die Einschätzung der neuen Machthaber der Helvetik bei den verschiedenen Zeitgenossen war. Bei Müller ist zudem ein starker Urteilswandel feststellbar, wobei dieser stets zum Negativen hin stattfand.

4. Das Verhältnis zu Frankreich und zu den Franzosen

Wie viele seiner Zeitgenossen hatte Johann Georg Müller bereits ein Urteil über die französische Nation gefällt, bevor er in direkten Kontakt mit ihren Repräsentanten getreten war. Die Französische Revolution hatte bei den einen höchste Bewunderung und Verehrung, bei den anderen abgrundtiefe Verachtung für jene Nation hervorgerufen. Diese Vorurteile kurz aufzuzeigen hilft, die Bewertung Frankreichs durch die einzelnen Autoren während der Zeit der Helvetik besser zu verstehen. Bei den verschiedenen Personen lassen sich allerdings im Zeitraum von 1789 bis 1798 Urteilsveränderungen feststellen. Meistens waren bestimmte Schlüsselerlebnisse dafür verantwortlich. Ein solcher Sinneswandel lässt sich bei Johann Georg Müller sehr gut aufzeigen. Da dieser Prozess durch Hans Ulrich Wipf in einer Untersuchung bereits anhand von Quellenstellen dargestellt wurde, soll hier darauf verzichtet werden, das Ganze eingehend auszuführen. Wipf zeigt, wie Müller von seinem anfänglich bejahenden, die Notwendigkeit der Revolution anerkennenden Urteil abkam und diese nach den «Septembermorden» von 1792 und der Hinrichtung des Königs im Januar 1793 verabscheute, ja gar verfluchte.⁷⁶ Dem Urteil über die Revolution entsprach dabei dasjenige über die Franzosen. Diese waren für Müller eine «verfluchte Race Menschen».⁷⁷ Erstaunlich dabei ist allerdings, dass er, im Gegensatz zu anderen Gegnern der Revolution, die Emi-

72 Vgl. den Brief vom 16. Mai 1798, Haug, S. 127, gegen jenen vom 8. Juni 1803, J.-G.-Müller-Nachlass 67/67.

73 5. Dezember 1801, Haug, S. 282.

74 Hirzel an seinen Sohn, 20. Dezember 1801, Oechsli (Anm. 12), S. 203.

75 Zschokke (Anm. 14), S. 200.

76 Hans Ulrich Wipf, Schaffhausen unter dem Eindruck der Französischen Revolution, Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 50 (1973), S. 145–159.

77 18. März 1793, Haug, S. 40.

granten, welche aus Frankreich geflohen waren, nicht von dieser negativen Bewertung ausnahm.⁷⁸ Müllers tiefes Misstrauen den Franzosen gegenüber – er bezichtigte sie der «punischen Treue»⁷⁹ – vervollständigt als letztes Mosaiksteinchen sein insgesamt negatives Bild zu Beginn des Jahres 1798.

Ulrich Bräkers Einstellung zur Französischen Revolution hat bereits Holger Böning weitgehend aufgezeigt.⁸⁰ Für die Revolution brachte Bräker viel Verständnis auf, im Gegensatz zu anderen selbst noch nach der Hinrichtung des Königs. Allerdings rügte auch er die Gewaltakte sehr, die während der Revolution geschahen, und als die Expansionspläne Frankreichs immer offensichtlicher wurden, tadelte auch er die Franzosen zusehends.

Die Urteile der anderen untersuchten Autoren waren im Gegensatz zu Müller und Bräker teilweise durch Erlebnisse in Frankreich selbst massgebend beeinflusst worden. In ganz besonderem Masse galt dies für Johann Kaspar Pfenninger, der infolge der Stäfner Unruhen eine Zeitlang in Frankreich gelebt hatte. In seiner Lebensgeschichte beschrieb er die Reisevorbereitungen seiner ebenfalls verbannten Freunde ins «Land der Freiheit».⁸¹

Heinrich Zschokke schliesslich hatte das revolutionäre Frankreich ebenfalls schon vor 1798 kennengelernt. Für seine Bewertung der Franzosen in dieser Zeit hat Holger Böning, wie in anderen Fragen, auch hier Widersprüche zwischen zeitgenössischen Aussagen und jenen in der 1842 herausgegebenen Selbstschau festgestellt, wobei Zschokke die Franzosen 1842 schlechter bewertete als während der Helvetik.⁸²

Die bisherigen Aussagen verdeutlichen, dass fürs erste die Meinungen der Betroffenen gemacht waren, ob sie 1798 in den Franzosen eher Beschützer, Befreier oder aber Eroberer sahen.

Müllers negative Einstellung blieb auch 1798 und in der Folgezeit grundsätzlich bestehen. Er verachtete die Franzosen nach dem Einmarsch in die Schweiz genauso wie vorher, aber die innenpolitischen Kräfteverhältnisse der Helvetik sowie die französische Truppenpräsenz liessen es auch den der neuen Ordnung kritisch gegenüberstehenden Personen als ratsam erscheinen, in den Franzosen «Freunde»

78 7. August 1794, Haug, S. 52.

79 9. Dezember 1792, Haug, S. 38. Zum Begriff: Müller verwendete den Ausdruck «fides punica» in Anlehnung an die von den Römern den Karthagern (= Puniern) zugeschriebene Treulosigkeit. Der Begriff ist bei Cicero mehrfach belegt. Hirzel verwendete in einem Brief an seinen Sohn ebenfalls den Ausdruck «punisches Geschlecht». 15. Januar 1802, Oechslis (Anm. 12), S. 209.

80 Holger Böning, Ulrich Bräker. Der Arme Mann aus dem Toggenburg: Leben, Werk und Zeitgeschichte, Königstein 1985, S. 159–166.

81 Pfenninger (Anm. 13), S. 61.

82 Holger Böning, Heinrich Zschokke und sein «Aufrichtiger und wohlverfahrener Schweizerbote»: die Volksaufklärung in der Schweiz, Bern 1983, S. 48–50.

zu sehen.⁸³ Für Müller blieben die Vorgänge in der Schweiz «eine verfluchte Revolution»⁸⁴ und für ihn stand fest, dass die Besetzung der Schweiz durch Frankreich eindeutig einen Eroberungskrieg darstellte,⁸⁵ wobei er immer wieder die Bereicherungsabsichten Frankreichs bei militärisch offenbar unnötigen Aktionen betonte.⁸⁶ Immer wieder rügte Müller auch die Wortbrüchigkeit Frankreichs, auf dessen Zusagen man sich absolut nicht verlassen könne.⁸⁷

Ein sehr ähnliches Urteil über die französische Politik fällt auch Hans Caspar Hirzel in einem Brief an seinen Sohn:

*Je mehr ich der franz. Politik nachdenke, je fürchterlicher finde ich sie. Sie zilt auf möglichste Ausdehnung, auf den ausgebreitetsten Einfluss ... Sie verschmäh't kein Mittel zum Zwecke zu gelangen ... Treu und Glauben kennt sie nicht, ebenso wenig als Gerecht- und Billigkeit und Humanität.*⁸⁸

David Hess notierte sich folgendes Distichon in sein Tagebuch, als die Franzosen in den kriegerischen Auseinandersetzungen des Jahres 1799 einen Hügel mit dem bezeichnenden Namen «Galgen» erobert hatten:

*Jetzt, nachdem sie den Galgen erobert, verschnaufen sie wieder,
Denn sie haben nun auch, was sie verdienen, erlangt.*⁸⁹

Und auch für Bräker bestätigte sich sein bereits vor 1798 zustande gekommenes, negatives Bild der Franzosen, als er nach deren Einmarsch persönlich die Revolutionsstruppen in ihrem Umgang miteinander beobachtete.⁹⁰

Von seinem insgesamt negativen Bild rückte Johann Georg Müller allerdings gelegentlich ab. Dabei spielten der persönliche Umgang mit einzelnen Franzosen oder eben gewisse Erfordernisse der Zeit eine entscheidende Rolle. So hatte Müller beispielsweise mit den bei ihm einquartierten Offizieren gute Erfahrungen gemacht und sie schätzen gelernt: «Wir haben unsere lieben Jaquelet und de la Grave wieder bey uns – zwey in der That höfliche Menschen, die wir lieben werden, solange wir leben ...»⁹¹

Sachzwänge spielten aber ebenso eine Rolle: «Wir müssen das bittere Geständnis machen, die Franzosen sind uns für einmal fast unentbehrlich. Wenn sie weggehen, so wird Bonstettens Weissagung erfüllt werden: Partout on s'égorgera!»⁹²

83 Müller berichtete am 9. Mai 1798, «dass das Betragen unserer Feinde in der Schweiz (die wir Freunde nennen müssen), die Brauseköpfe im Württembergischen ziemlich gegen sie abgekühlt habe ...» J.-G.-Müller-Nachlass 66/90.

84 5. Mai 1798, Haug, S. 127.

85 16. Mai 1798, Haug S. 127.

86 Haug, S. 126.

87 Besonders deutlich am 22. August 1803, Haug, S. 354 f.

88 27. Dezember 1801, Oechsli (Anm. 12), S. 205.

89 14. August 1799, Hess (Anm. 11), S. XLII.

90 Tagebuch, 15. Mai 1798, Bräker (Anm. 8), S. 445.

91 22. Dezember 1798, Haug, S. 164.

92 24. Juni 1798, Haug, S. 138.

Und in einer gleichsam verkehrten Rolle, nämlich als Beschützer der Stadt- vor der Landbevölkerung, erschienen die Franzosen in einem Brief von Ende Oktober 1798: «Sonst noch sind die Franzosen weit bessere Freunde der Stadtbürger, als es unsere rohen Bauern sind, die immer noch unsern Untergang zu befördern suchen.»⁹³

Noch mehr positive Erlebnisse mit den Franzosen als Müller machte Zschokke. Zwar sprach auch er im Zusammenhang mit dem Tessin von einer französischen «Militärtyrannei»,⁹⁴ lobte aber auch mehrfach die Hilfsbereitschaft französischer Soldaten⁹⁵ sowie die Bereitschaft französischer Kommandanten, gegen Ausschreitungen der Truppen vorzugehen, oder sie gar von vornherein zu verhindern.⁹⁶

Weitgehend positiv bewertete Johann Kaspar Pfenninger die Franzosen, obwohl auch er gelegentlich in seiner Funktion als Regierungsstatthalter mit ihnen Konflikte auszutragen hatte. In seiner Beschreibung der Verfassungsauseinandersetzung rühmte er «die grosse Nation» und «Galliens Freiheit», gegen die sich «Aristokratismus und religiöser Fanatismus» auch in der Schweiz verschworen hätten.⁹⁷

Annemarie Custer kam in ihrer Dissertation zum Schluss, die Zürcher Landleute hätten 1798 die Franzosen als Befreier empfangen.⁹⁸ Im April 1798 glaubte Müller dagegen bereits einen Sinneswandel feststellen zu können: «Was kann es noch helfen, dass auch unsere und die Zürcher Landleute nun wieder gegen die Franzosen sind, welche sie kürzlich noch Freunde und Väter nannten, und gegen sie ziehen wollen?»⁹⁹ Dass ein solcher Sinneswandel mindestens bei Teilen des Volkes stattfand, ist unbestritten. Die Gründe dafür lagen vor allem in den von den Franzosen ausgehenden Belastungen, welche auch den Repräsentanten der Helvetik die Tätigkeit erschwerten, wie selbst Pfenninger zugeben musste.¹⁰⁰

Auch Johann Georg Müller erlebte die Belastungen durch fremde Truppen im eigenen Hause. Mehrmals beklagte er die finanziellen Folgen, welche die Einquartierungen für ihn hatten.¹⁰¹ Zudem tadelte er die Geldforderungen der französischen Befehlshaber. So waren etwa die Generäle Ruby und Lauer in Müllers

93 31. Oktober 1798, Haug, S. 157.

94 Zschokke (Anm. 14), S. 184.

95 Zschokke (Anm. 14), S. 112, 129.

96 Zschokke (Anm. 14), S. 129, 155.

97 Pfenninger anlässlich einer Rede vor der Landesversammlung 1798. Die Rede fügte er als Anmerkung in seine Lebensgeschichte ein. Pfenninger (Anm. 13), S. 141.

98 Annemarie Custer, *Die Zürcher Untertanen und die französische Revolution*, Zürich 1942, S. 62.

99 28. April 1798, Haug, S. 123.

100 Pfenninger (Anm. 13), S. 148.

101 25. August 1799 und 8. Dezember 1802, Haug, S. 199 und S. 339.

Augen ein «gutes Beispiel» für ihre Truppen: «Sie saugen uns noch ganz aus, und ich glaube, sie wollen das, damit nach ihnen niemand mehr etwas finde.»¹⁰²

Besonders hart von den französischen Einquartierungen wurde Heinrich Bosshard, Pächter eines Staatslehens, betroffen, welcher eigentlich ein potentiell Befreiter war. Die Situation der Jahre 1798/99 beschrieb er folgendermassen:

*Die drückenden Einquartierungen währten den ganzen Winter und Frühjahr hindurch fort, bis endlich die betrübte Dienstagsnacht, den 21. May, kam da sich die französischen Truppen zurückziehen mussten; da schlugen dieselben bei unserm Ort ein Lager auf. – Dieses war für uns eine sehr traurige und unglückliche Nacht. Es wurden uns beinahe alle Habseligkeiten weggenommen, selbst dem Vieh wurde nicht geschont; – mir wurde ein 12 wöchiges Kalb weggenommen und geschlachtet, und ein neues Bett nebst vielen hausrätlichen Sachen.*¹⁰³

Diese Stelle verdeutlicht, dass Bosshard, auf dessen Lehen nach wie vor ein «schwerer Lehenszins»¹⁰⁴ haftete, unter den Einquartierungen und Requisitionen weit mehr zu leiden hatte als Müller. Bei ihm griffen die Belastungen durch fremde Truppen nicht nur die Ersparnisse an, wie dies bei Müller der Fall war, sondern durch das Stehlen von Vieh und das Entwenden von Hausrat wurden seine Lebensgrundlagen bedroht. Requisitionen, Einquartierungen und Kontributionen prägten also das Bild, welches sich die Betroffenen von den Franzosen machten, mindestens ebensowohl wie die Freiheitspropaganda.

5. Das Intermezzo von 1799/1800

1799 marschierten im Zusammenhang mit dem 2. Koalitionskrieg gegen Frankreich zunächst kaiserlich-österreichische, später auch russische Truppen in Teile der Schweiz ein und verdrängten vorübergehend die Franzosen aus diesen Gebieten. Damals kehrten die 1798 zum Teil emigrierten Verfechter der alten Ordnung unter Führung des Berner Alt-Schultheissen von Steiger in die Schweiz zurück. Diese Gruppe arbeitete anschliessend mit den in der Schweiz verbliebenen Altgesinnten zusammen. Hoffnungen oder aber Ängste angesichts eines möglichen «Zurück-zum-Alten» prägten in hohem Masse die Gefühle der Betroffenen. Johann Georg Müller, selbst Mitglied der helvetischen Behörden, hatte sich noch im August 1798 vor dem Einrücken fremder Truppen gefürchtet, «die sich vermuthlich gegen die Beamten der neuen Regierung alles erlauben und sie durchweg als Klubisten ansehen würden.»¹⁰⁵

102 8. Dezember 1798, Haug, S. 162.

103 Bosshard (Anm. 9), 2. Teil, S. 66.

104 Bosshard (Anm. 9), 2. Teil, S. 90.

105 25. August 1798, Haug, S. 142.

Im September gleichen Jahres hatte er sich gar entschieden gegen jegliche Einmischung von seiten Österreichs und der Emigranten ausgesprochen, da dies für die Schweiz besser sei. Ob dies allerdings wirklich seine damalige Meinung war, ist höchst fraglich, da er diesen Abschnitt mit den bezeichnenden Worten begann: «Ich sage folgendes aus Auftrag.»¹⁰⁶

Nach der «Befreiung» Schaffhausens durch österreichische Truppen hatte Müller dann allerdings zunächst frohlockt und seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft formuliert:

*Die Furcht ausgenommen, was noch ferner aus uns werden könnte, sind wir hier so ruhig und zufrieden als seit langem nicht.*¹⁰⁷

*O, wie würde es mir seyn, einmahl wieder frey athmen, reden, schreiben zu dürfen!*¹⁰⁸

Bald tauchten bei Müller aber Sorgen darüber auf, dass die zurückgekehrten Emigranten nur die vorrevolutionären Zustände wieder herstellen wollten. Ihm verbot aber sowohl die Sorge für die Stadt als auch diejenige für die Landschaft, eine solch radikale Restituierung vorzunehmen:

*Unsere Landleute in der Schweiz wieder zu Unterthanen wie vorher zu machen, ist unmöglich, und jeder Versuch dazu wird eine Quelle unaufhörlicher Bürgerkriege seyn ... Dem Unterthan seyn unter die Städte sind sie nun einmal für ewig entwachsen.*¹⁰⁹

Allerdings war Müller dagegen, wie bereits oben angeführte Stellen dargelegt haben, die Landbevölkerung proportional in der Regierung vertreten zu sehen, da so wieder ein «Baurenregiment» entstünde. Er war aber auch der völligen Rückkehr zur Stadtherrschaft abgeneigt, wie sie bis 1798 bestanden hatte.¹¹⁰

Als radikaler Verfechter der neuen Ordnung schilderte Pfenninger besonders deutlich seine eigenen Ängste wie die der Gesinnungsgenossen:

*Der Jammer der Patrioten war allgemein. Einen meiner Knaben schickte ich nach dem Elsass, den andern nach Aarau ...*¹¹¹

*Von dem rechten Seeufer flüchteten sich viele, als Freisinnige bekannt, auf das linke hinüber; mehrere nach Aarau, Bern und ins Elsass, aus Furcht misshandelt oder gar weggeschleppt zu werden, was wirklich an mehreren Orten geschah.*¹¹²

Barbara Hess-Wegmann betont in ihrer Darstellung, dass sich nicht nur die altgesinnte Oberschicht vom Vorrücken der Österreicher etwas versprach, sondern auch grosse Teile der restlichen Bevölkerung, «weil man dann von den Franken, die dem gemeinen Mann zur grossen Last den Winter über gefallen, frei werde.»¹¹³

106 8. September 1798, Haug, S. 144.

107 17. April 1799, Haug, S. 171.

108 Haug, S. 173.

109 8. Mai 1799, Haug, S. 175.

110 Haug, S. 175.

111 Pfenninger (Anm. 13), S. 156.

112 Pfenninger (Anm. 13), S. 158.

113 Hess-Wegmann, Aufzeichnungen (Anm. 10), S. 8.

Wie begründet oder unbegründet die Hoffnungen und Ängste der Betroffenen waren, sollte sich bald in den Massnahmen und Plänen der in dieser Zeit errichteten Interimsregierungen zeigen. Johann Georg Müller beklagte sich deutlich darüber:

*Das Land schimpft auf diese altneue Regierung und ist voll des unbesieglichsten Misstrauens; ... Wir haben gethan, was man so stürmisch von uns verlangte, und Klein und Grossen Rath wieder förmlich inthronisiert, gerade so, wie du auch begehrt; aber mit denselben sind auch wieder gekommen, oder zum Theil drohen noch zu kommen, die alten Uebel, die wirklich weniger dem Personale als der Form anzuhängen scheinen ...*¹¹⁴

Er tadelte zudem die geplante Wiederherstellung der alten, eidgenössischen Bundesstruktur: «Will man doch sogar nicht einmal den abgeschmakten Unterschied zwischen Cantonen zugewandten Orten und gemeinen Herrschaften fahren lassen!»¹¹⁵

Besonders rügte er auch das Verhalten des zurückgekehrten St. Galler Fürstabtes: «Die Art, wie sich der Fürst von S. Gallen gegen seine ehemaligen Untertanen benimmt, macht diese, die sich befreyt hofften, sehr missvergnügt».¹¹⁶ Allerdings bewertete er die Klagen der Untertanen nicht immer gleich. So brachte er etwa für die Beschwerden der Schaffhauser Landleute wenig Verständnis auf, «da ihnen so viel, ja ausser der Souverainetät, alles bewilligt worden».¹¹⁷ Diese Aussagen verdeutlichen, dass Müller insgesamt ein zwiespältiges Verhältnis zu den Massnahmen und Plänen der Interimsregierungen hatte. Zwar wollte auch er beispielsweise in der Bestellung der Regierung das Rad der Zeit teilweise zurückdrehen, war aber gegen eine radikale Rückkehr (er nannte das einmal «Hirngespinnste der Emigrierten»¹¹⁸) zu den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, wie sie in Schaffhausen und der übrigen Schweiz vor 1798 geherrscht hatten.

Es kam denn auch schon während der kurzen Interimszeit zu gegenseitigen Übergriffen zwischen Altgesinnten und Anhängern des Neuen, wie Bosshard besonders eindrücklich schildert: «... auf beyden Seiten gab es Rachsüchtige in Menge; nur ein unkluges Wort verleitete manchen schon mit Feuer und Schwerdt drein zu fahren».¹¹⁹ Diese weitere Verschärfung der Parteigegensätze erschwerte einen möglichen Ausgleich in der Zukunft.

Dass Müller sich über das französische Eingreifen in der Schweiz beschwerte, wurde oben gezeigt. Interessant ist daher ein Vergleich zwischen der Bewertung

114 27. Juli 1799, Haug, S. 190f.

115 9. Juni 1799, Haug, S. 180.

116 9. Juni 1799, J.-G.-Müller-Nachlass 66/127.

117 3. August 1799, Haug, S. 192f.

118 9. Juni 1799, Haug, S. 180.

119 Bosshard (Anm. 9), 2. Teil, S. 84.

der «alten Befreier», der Franzosen, mit den «neuen», das heisst Russen und Österreichern. Eine kurze Beschreibung Müllers von Erzherzog Carl, dem Oberkommandierenden der kaiserlich-österreichischen Truppen in der Schweiz, verdeutlicht bereits einen Unterschied: «Erzherzog Carl (weiss man das wohl in Wien?) gewinnt, wo er hin kommt, alle Herzen mit seiner Freundlichkeit, Menschlichkeit und goldreinem Edelmuth.»¹²⁰

Immer wieder hielt Müller die positiven Unterschiede zwischen Österreichern und Franzosen fest:

*Unsere Stadt hat nur eine kleine Garnison von 3–400 Mann, die uns nicht die mindeste Beschwerde macht ... Das ist wahr dass die Stadt für die Französischen Generale mehrere 1000 Gulden in die Crone bezalen musste.*¹²¹

*Hingegen die Oestreichischen Officirs machen auch nicht die allergeringste Forderung dieser Art. Wo sie in Privathäusern einquartiert wurden, wollten sie bezahlen – versteht sich, dass niemand ihnen etwas abnimmt.*¹²²

Sogar die von den Österreichern geforderten Leistungen wusste er zunächst in einem weitgehend positiven Licht darzustellen:

*Das Land muss freilich Fuhren hergeben, aber von andern Requisitionen ist keine Rede. Was etwa an Fourage vorgeschossen werden muss, wird in wenig Tagen in natura wieder zurückgegeben.*¹²³

David Hess teilte Müllers bisher vorgestellte positive Bewertung der Österreicher voll und ganz. Dabei verzieh er ihnen sogar, dass eine Kugel aus ihren Geschützen während der Ersten Schlacht von Zürich im Juni 1799 sein Haus getroffen hatte.¹²⁴ Er erwähnte indessen auch österreichische Exzesse. Interessant sind allerdings die Gründe, welche er zur Rechtfertigung anführte:

*So gut die Oestreicher disciplinirt waren, geschahen den ersten Abend dennoch mehrere Excesse. Wo Würste, Speck und Wein zu wittern waren, mussten Patrioten wohnen, welche wohl ein wenig mitgenommen werden durften.*¹²⁵

Anders als Hess gab Müller in seinen Briefen mit der Zeit doch zu, dass selbst die Österreicher als Belastung empfunden wurden.¹²⁶ Trotzdem trat bald wieder die positive Darstellungsweise in den Vordergrund. Im Herbst 1799 waren die Franzosen erneut bis an den Rhein vorgedrungen, und Schaffhausen benötigte den «österreichischen Schutz» wieder dringender: «Das Kaiserliche Militaire ist so gütig, gefällig, wohlgesittet, dass man sie allenthalben als Freunde ansieht und be-

120 9. Juni 1799, Haug, S. 178.

121 8. Mai 1799, Haug, S. 173 f.

122 9. Juni 1799, Haug, S. 181.

123 8. September 1799, Haug, S. 173.

124 Tagebuch, 6. Juni 1799, Hess (Anm. 11), S. XXXIX.

125 Hess (Anm. 11), S. XL.

126 19. Juni 1799, J. G. Müller-Nachlass 66/127.

handelt».¹²⁷ Selbst als die Österreicher in Schaffhausen kostbare Gewehre mitnahmen und anschliessend unbrauchbare Waffen zurückgaben, wusste Müller dies als Fehler «untergeordneter Stellen» zu deuten, während er den Erzherzog von jeglicher Schuld freisprach.¹²⁸ Dieser stand in Müllers Augen stets als erhabene Figur über allem Geschehen.

Wie bereits erwähnt, rückten 1799 neben Österreichern auch russische Truppen in die Schweiz ein und lösten jene teilweise ab. Die Urteile Müllers wie auch der übrigen Autoren über die Russen sind insgesamt wesentlich zwiespältiger als jene über die Österreicher. Müller beklagte sich gleich zu Beginn über die grossen materiellen Belastungen durch die Russen, fuhr dann aber fort:

*Aber äusserst stark und kriegerisch sehen sie aus, und wenn die Kosaken nicht einen so schädlichen Krieg mit den Reben und Bäumen führten und unsere armen Bauren nicht so barbarisch schlügen, so würde sie jedermann in Affection nehmen.*¹²⁹

Er erhoffte von diesen, dass dank ihrer militärischen Stärke die Alliierten in der Schweiz endlich weiter gegen die Franzosen vorrücken würden. David Hess, der die Russen als ihm exotisch erscheinende Wesen schilderte,¹³⁰ brachte den auch von Müller gehegten Wunsch besonders deutlich zum Ausdruck: «Das beste wäre, sie würden bald vorwärts rücken, die Franzosen verjagen und die Schweiz in Frieden lassen.»¹³¹

Als die Russen den in sie gesetzten militärischen Erwartungen nicht entsprachen, sondern in der Zweiten Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 gegen die Franzosen eine herbe Niederlage einstecken mussten, hatten Müller und Hess nur mehr Worte der Verachtung sowie des Spottes über ihr militärisches Können übrig.¹³² Die negative Einschätzung der Russen gipfelte bei Müller in einem Vergleich mit den von ihm so verachteten Franzosen. Er übte Kritik an «den Russen, gegen welche die Franzosen zahm und edel sind».¹³³ Diese Worte verdeutlichen noch einmal, wie unterschiedlich gerade Müller die verschiedenen «alten» und «neuen Befreier» und somit das Eingreifen fremder Mächte in der Schweiz bewertete.

Das Intermezzo von 1799/1800 und sein Ausgang stellte eigentlich für alle etwas Zwiespältiges dar. Niemand konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Die Sache der Altgesinnten und insbesondere der Emigrierten hatte nach den französischen

127 27. November 1799, Haug, S. 212; Müller drückt seine Zufriedenheit über die fortdauernde Anwesenheit der Österreicher in seinem Tagebuch am 31. Dezember 1799 erneut aus: J.-G.-Müller-Nachlass 117/88.

128 27. November 1799, Haug, S. 212.

129 25. August 1799, Haug, S. 197.

130 Tagebuch, 19. August 1799, Hess (Anm. 11), S. XLIII.

131 Hess (Anm. 11), S. XLIV.

132 Besonders deutlich 2. Oktober 1799 und 9. Oktober 1799, Haug, S. 207 und S. 209. Hess, Tagebuch, 25. September 1799 und 26. September 1799, Hess (Anm. 11), S. L und LVIII f.

133 9. Oktober 1799, Haug, S. 209.

Erfolgen einen Tiefpunkt erreicht. Aber auch für die Anhänger der neuen Ordnung war die Lage keineswegs befriedigend. Die französischen Belastungen drückten nach deren Rückkehr nicht weniger als vorher. Ausserdem hatte sich einmal mehr gezeigt, wie stark die neue Ordnung vom Schutze Frankreichs abhängig war, welches dadurch um so leichter seine Forderungen durchsetzen konnte. Schliesslich hatte das Intermezzo die Gräben zwischen Altgesinnten und Anhängern des Neuen nur weiter vertieft, so dass die Chancen für einen Ausgleich der Gruppen und damit für eine Lösung der Probleme des Staates noch schlechter waren als vorher.

6. Staatskrise und Staatsstreiche

Die rund drei Jahre, welche die Helvetik nach der Interimszeit von 1799/1800 noch Bestand haben sollte, standen ganz im Zeichen der permanenten Staatskrise. Dies drückte sich auch darin aus, dass in dieser Zeit nicht weniger als vier Staatsstreiche sowie ein bewaffneter Aufstandsversuch gegen den helvetischen Staat unternommen wurden. Die innere Zerrissenheit des Landes, die sich in den ständigen Machtwechseln widerspiegelte, erschwerte, ja verunmöglichte es weitgehend, die anstehenden Probleme im Staat zu lösen. Müllers Berichte haben in diesem Zusammenhang in doppelter Art und Weise Aussagekraft. Zunächst einmal legte er die verschiedenen Schwierigkeiten und Spannungen im Staat dar und nahm dazu Stellung. Darüber hinaus verdeutlicht die Art seiner Berichterstattung die Krisensymptome der Zeit. Als engagierter Zeitgenosse stand er nämlich auch nicht immer über den Dingen, sondern war gelegentlich selbst ein Beispiel für die von ihm gerügten Missstände. Wie tief die Feindschaft zwischen den Parteien sein konnte, verdeutlicht Müllers Bericht über einen Vorfall in Schaffhausen:

Capitaine Mandach hat einen gräulichen Auftritt mit dem Praesident Stokar gehabt, und ihm gerade zu gesagt: als David Stokar halte ich sie für einen ehrlichen Mann, aber als Senator sind sie ein Mordbrenner,¹³⁴ und ich habe keinen Wunsch, als meine Hände noch einmal ins Blut solcher Leute zu tauchen ... Der gleichen Enragés giebt's bei 100 hier, unter allen Ständen.¹³⁵

Johann Kaspar Pfenninger berichtet davon, dass sich anlässlich seiner Entlassung als Regierungsstatthalter im Februar 1800 «die aristokratischen Freudenbezeugungen» darin äusserten, dass «sie [ein Teil der Stadtbürgerschaft] einige Raketen in die Luft fliegen liess.»¹³⁶

134 Während des antihelvetischen Aufstandes im September 1802 beschossen die helvetischen Truppen General Andermatts Zürich mit brennender Artilleriemunition, um es zur Aufgabe zu zwingen. Diese Tat erregte in weiten Teilen des Landes grosse Bestürzung sowie eine zunehmende Ablehnung gegenüber der Zentrale. Dafür verantwortlich gemacht wurde die helvetische Zentralregierung, wozu eben auch Stokar als Senator zählte.

135 2. Oktober 1802, Haug, S. 326.

136 Pfenninger (Anm. 13), S. 175.

Was die Parteigegensätze für Auswirkungen auf die Tätigkeit der Zentralregierung hatten, schilderte Hans Caspar Hirzel bereits im November 1801. Er war damals als Mitglied der durch den Dritten Staatsstreich an die Macht gekommenen föderalistischen Regierung in Bern tätig:

*Inzwischen ist es schlimm, hier zu handeln. Man kann keinen Schritt thun, der nicht und zwar unverholen getadelt werde ... Wenn wir daher in unserem Beginnen scheitern, so sind die Schweizer selbs daran Schuld. Man möchte ordentlich massleydig werden, wenn man beobachtet, wie eigennützige Intriguen – und der argwöhnische Fakzionsgeist bald jedes Unternehmen erschweren.*¹³⁷

Dass Müller selbst auch nicht ganz frei von den Parteigegensätzen war, zeigt sein etwas schadenfroher Bericht darüber, wie anlässlich des Dritten Staatsstreiches die politischen Gegner überrumpelt wurden:

*Er [Dolder] lud durch Billets Schmid von Basel, Usteri, Direktor, die Minister Meyer (v. Schauensee) und Rengger nebst einigen andern in das Versammlungshaus ein, und wie sie da waren, wurden sie arretirt! Das ist doch eigentlich niederträchtig! ... Die Wohldenkenden in Bern haben Freude über diese Veränderungen; die Jacobiner machen lange Gesichter.*¹³⁸

Neben den Gegensätzen zwischen Altgesinnten und Anhängern der neuen Ordnung bestanden auch solche zwischen Stadt und Land, was teilweise damit zusammenhing. Müllers Bericht über die Diskussionen um eine allfällige militärische Unterstützungsaktion Schaffhausens zugunsten des im September 1802 von helvetischen Truppen belagerten Zürich verdeutlicht einerseits diesen Gegensatz, beleuchtet andererseits sein eigenes, teilweise darin verhaftetes Denken:

*Wir aber waren in der allerdesperatesten Verlegenheit ... Die Bürgerschaft wütete und wollte sogleich nach Zürich marschieren ... Hingegen liessen uns die Züricher schon am Samstag sagen, wir sollten ja vorher unsers Landes sicher seyn, ... Und das waren wir nicht! ... Die Hallauer, Neunkircher etc. hatten gewiss eine Freude über Zürichs Unglück ... und wären 3–400 unserer Bürger ausgezogen, so hätten wir in einigen Stunden wieder so, wie 98, einen Besuch von 7–800 Bauerenlümmeln gehabt.*¹³⁹

Ein letzter Graben trennte schliesslich die Schweizer Bevölkerung entlang den Kantonsgrenzen. Der auf seine Heimat Schaffhausen stolze Müller ist mit seinen Äusserungen des öfteren ein gutes Beispiel dafür. Er bekämpfte beispielsweise 1801 vehement die Vereinigung mit dem Thurgau und war froh, als diese bald wieder aufgehoben wurde, denn «Ohne das wäre unsere Stadt immer von den Bauern zu allem Bösen überstimmt worden, und vielleicht nicht einmal das Hauptort geblieben.»¹⁴⁰ Besonders empfindlich reagierte Müller auch stets gegenüber den Zürchern.¹⁴¹

137 Hirzel an seinen Sohn, 23. November 1801, Oechsli (Anm. 12), S. 192.

138 24. Oktober 1810, Haug, S. 272.

139 16. September 1802, Haug, S. 317.

140 24. Oktober 1801, Haug, S. 270.

141 28. September 1800, Haug, S. 245.

Hans Caspar Hirzel tadelte, «dass der Cantons-Geist aller Orten reg wird»¹⁴² und schilderte mehrfach seine negativen Folgen für die Regierungstätigkeit.

Eines der Hauptprobleme, mit denen die Helvetische Republik zu kämpfen hatte, war ihre desolante Finanzlage. Auch hier wirkten sich die bereits geschilderten Gegensätze aus, wie Hirzels Bericht verdeutlicht: «Die Oeconomie ist ein dritter Punkt, welcher keine tröstliche Zukunft verspricht; zudem, dass vorauszusehen ist, dass die Hauptstädte mit den Cantonen in Streit gerathen werden über die Güter, welche die Nation den Cantonen wieder abtreten sol.»¹⁴³

Die von Hirzel befürchteten Gegensätze bei der teilweisen Rückgabe von Nationalgütern an die Kantone treten in Müllers Bericht äusserst deutlich zutage, wobei er sich besonders um die Interessen des Kantons und noch mehr der Stadt Schaffhausen Sorgen machte:

*Sie haben dir nicht gesagt, dass sie zuerst eine Sönderung derselben machen, und für sich behalten wollen, was nach ihrer Auslegung Staatsgut ist, den armseligen Rest aber unter dem Titel Cantonsvermögen den Cantonen überlassen, so nemlich, ... das es Cantons-, nicht blosses GemeindeGut sey, so dass also die Arbeiter, die Hallauer und alle unsere Cantonsbürger an unseren wenigen, der Raubsucht noch abgezankten Aemtern gleichen Anteil haben sollen etc.*¹⁴⁴

Die bis jetzt angeführten Zitate verdeutlichen, wie schwierig ein Ausweg aus der Krise war. Die verschiedenen Staatsstrieche und der bewaffnete Aufstand stellten in gewisser Weise gewaltsame Ausbruchsversuche dar. Dabei kam Frankreich und seinen Vertretern in der Schweiz eine bedeutende Rolle zu.

Viele Schweizer liessen sich durchaus für französische Interessen einspannen, wie Hirzel besonders deutlich über die Vorgänge in der Zentrale schrieb:

*Ein Teil der Senatoren scheint im hotel de légation wol bekannt zu seyn, rapportirt dort fleissig, wil sich für die Zukunft heitere Aussicht machen und verheisst vielleicht die Sachen besser zu führen, wenn sie Meister wären, und knittelt mitunter über das, was beschlossen wird, sey es im Senat oder geh. Rath, schreibe kleinen Rath ...*¹⁴⁵

Frankreich konnte dieses Buhlen um seine Gunst leicht ausnützen, wie Hirzel betonte: «Frankreich ... unterhält vorsezlich den Factions-Geist bey den Helvetiern und lässt die Regierung zu keiner Consistenz gelangen.»¹⁴⁶

Müller verglich das in vielem unsichere Verhältnis zwischen Frankreich und der Schweiz mit dem Spiel zwischen Katze und Maus:

142 Hirzel an seinen Sohn, 26. Februar 1802, Oechsli (Anm. 12), S. 222.

143 Oechsli (Anm. 12), S. 222.

144 28. September 1801, Haug, S. 293.

145 Hirzel an seinen Sohn, 10. Dezember 1801, Oechsli (Anm. 12), S. 198 f.

146 15. Januar 1802, Oechsli (Anm. 12), S. 209.

*Frankreich scheint mir es mit uns wie die alte Busi mit den Mäusen zu machen: sie fängt sie, beisst sie, dann lässt sie 3, 4 mal laufen, um dem Mäuschen den Glauben seiner Freiheit zu lassen, und sich selbst das widerholte Vergnügen des Mordens zu verschaffen; endlich verzehrt sie es im Ernste.*¹⁴⁷

Trotz dieses getadelten französischen Verhaltens wandten sich beide gegnerischen Parteien, waren sie nun altgesinnt oder Anhänger des Neuen, an Frankreich. Allerdings scheint auch keine der Parteien von sich aus genügend Macht gehabt zu haben, ihre Ziele durchzusetzen. Ein Ausgleich mit dem Gegner wurde nur selten versucht und dann von Frankreich häufig wieder hintertrieben.¹⁴⁸ Diese Machtlosigkeit der Parteien, die das nicht gerade rühmliche Werben um die Gunst Frankreichs etwas verständlicher macht, drückt eine Briefstelle Müllers besonders gut aus. Er beschrieb darin den Versuch von Alois Reding, vom französischen Gesandten Verninac die Anerkennung der Ergebnisse des von diesem ursprünglich unterstützten Dritten Staatsstreiches zu erlangen:

*Reding, der sich immer gleich bleibt, hat dem Oberräuber einen treflichen, argumentirten, äusserst nachdrücklichen Brief über diese Sachen zugeschrieben. Aber es fehlt ihm in der andern Hand die Pistole, um der Wahrheit Nachdruck zu geben.*¹⁴⁹

Durch dieses ständige, geschickte Lavieren zwischen den Parteien konnte Frankreich eine gegen aussen einheitlich auftretende Schweiz verhindern, die dann wohl gegen jenes Stellung bezogen hätte.

7. Das Ende der Helvetik: Konfliktlösungsvorschläge und beschränkter Ausweg

Wie das vorausgehende Kapitel gezeigt hat, wurde Johann Georg Müller von der Krise des helvetischen Staates stark berührt. Es überrascht daher auch nicht, dass er sich des öfteren mit möglichen Auswegen aus der Krise befasst hatte und darüber mit seinem Bruder einen Gedankenaustausch in der Korrespondenz pflegte. Einmal mehr ist dabei ein Meinungswandel feststellbar, und zwar sowohl was die von Müller als möglich genannten Lösungen anbelangt als auch in der Bewertung des dann begangenen Weges, der Mediationsakte. Schliesslich soll auch noch deren hauptsächlicher Urheber, Bonaparte, betrachtet werden.

Recht früh, nämlich bereits im Mai 1799,¹⁵⁰ trat Müller für die auch von Heinrich Zschokke geforderte Umgestaltung der Schweizer Bundesverfassung nach amerikanischem Vorbild ein.¹⁵¹ Bald kam er aber, nach Einwänden des Bruders, wieder

147 12. März 1802, Haug, S. 293.

148 Hirzel an seinen Sohn, 17. Dezember 1801, Oechsli (Anm. 12), S. 200.

149 7. April 1802, Haug, S. 297.

150 Undatiert (zwischen 8. und 25. Mai 1799), Haug, S. 175.

151 Zschokke an Senator Kauer von Luzern, 27. Februar 1800, zit. Zschokke (Anm. 14), S. 152.

vom amerikanischen Vorbild ab: «Deine Bemerkungen über die Unthunlichkeiten einer Accomodation der Americanischen Verfassung auf die unsrige haben mich frappirt und sind sehr wahr.»¹⁵²

Im Januar 1800 hegte er sogar eine gewisse Bewunderung für das französische Consulats-System: «... aber einen grossen Vortheil haben sie dennoch, eine feste und einfache Regierung, und einen grossen Namen an der Spitze ...»¹⁵³

Müller tadelte, wie Zschokke auch,¹⁵⁴ die seiner Meinung nach mittelalterliche Verfassung der vorrevolutionären Zeit. Er befürchtete: «hie und da wird die alte Verfassung mit all ihrem gothischen Geräthe, der verwünschten Zunftverfassung etc. wieder emporkommen wollen».¹⁵⁵ Im Februar 1800 sah er dann in einem gewissen Gegensatz dazu die Lösung der Probleme in der Erneuerung der alten Verträge und forderte den Bruder auf, eine entsprechende Schrift zu verfassen.¹⁵⁶ Dies bedeutete indessen nicht, dass Müller eine völlige Rückkehr zum alten System wollte: «Dass die alte Regierung, wenigstens bei uns, wieder emporkomme, das bin ich weit entfernt zu wünschen, je mehr ich diese ExGnädige Herren kennen lerne ...»¹⁵⁷

Unterschiedlich beurteilte er auch die Garantien fremder Nationen für eine zukünftige Verfassung. Im Oktober 1801 überlegte er, «... ob durch d'Entr[ai-gues] nicht etwa England und Russland gewonnen werden könnten, sich unserer etwelchermassen anzunehmen ... Eine neue Verfassung müsste nothwendig von allen Paciscenten¹⁵⁸ garantirt seyn».¹⁵⁹ Im Januar des folgenden Jahres vertrat er dann aber die Meinung, dass gegen allfällige Machtgelüste Frankreichs solche Garantien wenig nützten.¹⁶⁰ Indessen lobte Müller später das Eintreten Englands zugunsten der Schweiz gegen die von Frankreich und Österreich angeblich bereits beschlossene Aufteilung.¹⁶¹

Als dann im Herbst 1802 der föderalistische Aufstandsversuch gegen die Helvetik ausbrach, verband Müller zeitweise grosse Hoffnungen damit, wie seine Äusserungen vom 25. September 1802 verdeutlichen: «Bald, vielleicht recht bald können wir rufen: Es lebe die alte ehrwürdige Eidgenossenschaft!!»¹⁶² Wie er sich den Ausweg aus der Krise vorstellte, der jetzt seiner Meinung nach möglich war, verdeutlichen die von ihm geschilderten Pläne für die Schaffhauser Kantonsverfassung, an deren Ausarbeitung er aktiv beteiligt war:

152 6. Juli 1799, Haug, S. 185.

153 11. Januar 1800, Haug, S. 218.

154 Zschokke (Anm. 14), S. 150.

155 Undatiert (zwischen 8. und 25. Mai 1799), Haug, S. 175.

156 8. Februar 1800, Haug, S. 222.

157 21. November 1801, Haug, S. 275.

158 Gemeint sind damit die Unterzeichner eines Friedensvertrages.

159 24. Oktober 1801, Haug, S. 270 f.

160 29. Januar 1802, Haug, S. 290.

161 24. März 1802, Haug, S. 294.

162 25. September 1802, Haug, S. 323.

*Freiheit des Handels und Gewerbe und völlige Gleichheit in Rechten für das Land muss und wird durchgesetzt werden, die alten Perücken und einige Zunfttrüyer mögen sich dagegen sträuben, solange sie wollen. Die eigentliche Regierung soll allein bei der Stadt, und zwar, da man es durchaus will, meinewegen bei Bürgermeister, Kleinem und Grosse Rath stehen. Hingegen dringe ich auf ein oberstes Legislatives Corps, das aus Stadt- und Landbürgern bestehen soll – weil ich kein anderes Mittel weiss, das Land zu beruhigen, und auch der Uebergewalt der Zünfte ein etwelches Ziel zu setzen.*¹⁶³

Das Eingreifen Frankreichs bereitete diesen Plänen aber ein rasches Ende, wodurch auch kurzfristig der helvetische Staat mit der nochmaligen Einsetzung seiner Beamten wiederhergestellt wurde. Gleichzeitig besiegelte aber die Berufung von Gesandten an die Consulta in Paris und die Ausarbeitung und Übergabe der Mediationsakte durch Bonaparte das definitive Ende der Helvetik und machte die Diskussionen um andere Auswege aus der Krise vorläufig überflüssig.

Müller bewertete die Consulta zunächst sehr schlecht: «Ich aber glaube, es gehe, wo nicht auf eine gänzliche Incorporation mit Frankreich, doch auf eine Cisalpinisierung los.»¹⁶⁴ Hoffnungsvoller waren seine Berichte dann seit Dezember:

*Jeder Deputirte musste einen oder mehrere Entwürfe zur Constitution seines Cantons vorlegen. Wahrscheinlich war die Absicht, bloss ihre Gutachten zu sammeln, und am Ende werden zwei Constitutionen, eine für die aristocratischen und eine für die demokratischen Cantons anbefohlen werden. Das wird auch, bis auf bessere Zeiten, das Beste seyn. Denn müssten die Deputirten sich unter einander vergleichen, so könnten sie noch bis zum folgenden Sylvester beisammen sitzen! Ueber das Alles machen die Unitarier lange lange Gesichter.*¹⁶⁵

Etliche Zeit nach der Einführung der Mediationsverfassung äusserte sich Müller äusserst zufrieden über dieses Werk: «Die MediationsActe – ich habe das immer gesagt – ist ein Meisterstück, und einige kleine Ecken, die sich gar nicht abschleifen lassen, ... diese heilt vielleicht die Zukunft.»¹⁶⁶

Nach der Mediationsakte soll nun zum Schluss auch noch ihr hauptsächlicher Urheber, Napoleon Bonaparte, betrachtet werden, wie er in den Berichten Müllers und der anderen untersuchten Autoren erscheint.

Bei Johann Georg Müller ist auch hier im Lauf der Zeit ein markanter Sinneswandel feststellbar. Er empfand noch nach dem Brumaire-Staatsstreich vom November 1799 tiefe Verachtung für Bonaparte, indem er ihn zur «gleichen Jacobinerbande wie vorher» rechnete.¹⁶⁷ Etwas weniger als ein Jahr später wünschte sich Müller aber bereits «nichts so sehr, als dass es Bonaparte gelingen

163 2. Oktober 1802, Haug, S. 326.

164 10. November 1802, Haug, S. 336.

165 29. Dezember 1802, Haug, S. 341.

166 6. Dezember 1806, Haug, S. 405.

167 24. Februar 1800, Haug, S. 223.

möchte, die mehr als höllische Hyder des Jacobinismus, wenn auch nur um seiner eigenen Sicherheit willen auszurotten».¹⁶⁸ Damit war Bonaparte für Müller vom Jakobiner zu ihrem möglichen Bezwinger geworden. Von dieser Zeit an wies Müller zunehmend auf die wichtige Rolle Bonapartes für die Schweiz hin. Fast gleichzeitig schätzte er allerdings dessen Möglichkeiten und Fähigkeiten, heilsam in die Auseinandersetzungen um eine neue Verfassung für die Schweiz einzugreifen, als relativ gering ein.¹⁶⁹ Trotzdem bewertete er bereits damals das Wohlergehen Bonapartes als wichtig für das Schicksal der Schweiz: «Viel hängt auch für uns davon [ab], dass Bonaparte lebendig bleibe ... [sonst] geht der Teufel wieder los».¹⁷⁰ Als der Misserfolg von Redings Pariser Mission offenkundig wurde, bei der sich dieser um die Anerkennung der Ergebnisse des Dritten, föderalistischen Staatsstreiches eingesetzt hatte, fielen auch Müllers Worte über Bonaparte wieder negativer aus:

*In dem beiliegenden Brief des Bonaparte sind einige Wahrheiten – grob genug gesagt – und eine Hauptwahrheit verschwiegen, dass an all dem Bösen sie, die Franzosen, und namentlich Bonaparte selbst die erste und grösste Schuld haben.*¹⁷¹

Diese insgesamt zwiespältige und wechselhafte Einschätzung Bonapartes hielt bei Müller auch während des Aufstandsversuches gegen die Helvetik im Herbst 1802 an. Damals betrachtete er es als sehr wichtig, mit den Anliegen direkt bei Bonaparte vorsprechen zu können, weil dieser die Macht besass einzulenken und in Müllers Augen doch noch ein wenig besser war als andere französische Machtträger.¹⁷² Zudem dachte er eine Zeitlang sogar, wie sich herausstellen sollte fälschlicherweise, Bonaparte hätte zuerst gar nicht eingreifen wollen, sondern sei erst durch «Verninacs, Talleyrands etc. Intrigue» sowie durch ein «unglückliches Missverständnis» dahin gebracht worden.¹⁷³

Während der Consulta freute er sich an der angeblichen Unzufriedenheit der Patrioten:

*Obgleich in jener Audienz Bonaparte den Aristokraten, besonders den Zürichern, wegen ihrem hefftigen Reactionsgeist bittere Wahrheiten gesagt hat, so sind es doch hauptsächlich die Patrioten, die am meisten über ihn ergrimmt sind.*¹⁷⁴

Dagegen tadelte er die eigenmächtigen Entschlüsse Bonapartes: «Die neuste von Bonaparte eigenhändig verfasste Wahlmethode ist weit ärger als noch keine vorige».¹⁷⁵ Als aber die Mediationsakte übergeben und die neue Staatsorganisation eingeführt war, beurteilte Müller den Mediator zunehmend positiv. Beson-

168 3. Januar 1801, Haug, S. 252.

169 22. Januar 1801, Haug, S. 254.

170 1. Februar 1801, Haug, S. 255.

171 29. Januar 1802, Haug, S. 290.

172 22. September 1802, Haug, S. 322.

173 18. Oktober 1802, Haug, S. 330.

174 16. Februar 1803, Haug, S. 343.

175 2. Februar 1803, Haug, S. 342.

ders deutlich tat er dies nochmals 1808: «Napoleon hat 1803 wahrlich ein grosses gutes Werk an uns gethan!»¹⁷⁶

Mit dieser schliesslich positiven Einschätzung Bonapartes stimmen auch die Urteile von Heinrich Zschokke in seiner Selbstschau¹⁷⁷ und von Johann Kaspar Pfenninger weitgehend überein. Zschokke merkte dagegen noch an, dass Bonaparte seine insgesamt im Vergleich mit anderen Gebieten schonende Behandlung der Schweiz vor allem aus Eigennutz praktiziert habe: «Er kannte den Werth dieser Vorfeste gegen Deutschland und die Lombardie, sowie den geringen Gewinn, oder die Gefährlichkeit, ihres Besitzes».¹⁷⁸ Pfenninger, mit Sicherheit ein überzeugter «Patriot», war keineswegs über Bonapartes Äusserungen «ergrimmt», wie Müllers oben angeführtes Zitat pauschal für alle Patrioten behauptet. Die ganze Hochachtung für Bonaparte verdeutlichte sich besonders gut im Bericht des Zürcher Deputierten Usteri an seine Wahlmänner. Diesen Bericht übernahm Pfenninger in seiner Lebensgeschichte und betonte, der gleichen Auffassung wie Usteri zu sein:

*Der erhabene Held, welchen im Gefühle ihrer eignen Ohnmacht und in demjenigen seiner Allgewalt über die Schicksale Helvetiens alle Partheien unseres Vaterlandes wechselweise anriefen hat zwischen ihren Fehden entschieden.*¹⁷⁹

So positiv Pfenninger sich damit zum Ausgleichswerk Bonapartes äusserte, so enttäuscht war er über die Veränderungen, die in der Schweiz gleich zu Beginn der Mediationszeit vorgenommen wurden:

*Als 1803 die von Paris gekommene Mediationsakte auch in unserm Kanton eingeführt worden, hatten hie und da die Aristokraten alle Mittel und Intriguen, betreffend die Wahlen in den Gr. und Kl. Rath und ins Obergericht angewandt, und dieselben so trainiert, dass sie am Ende in jeder Beziehung die Oberhand behielten. Eine Folge davon waren die Loskauf-Gesetze für den Land- und Bodenzins, welche nur ein Machwerk der reichen Landleute und Städter sind.*¹⁸⁰

An dieser Ausnützung ihrer Machtstellung durch die Aristokraten in Zürich übte zwar auch Müller Kritik,¹⁸¹ insgesamt überwiegt aber sein Lob für die Ordnung während der Mediationszeit. 1806 kam er beispielsweise auf die Zeit seit 1803 zu sprechen und billigte im nachhinein sogar der Revolution eine für gewisse Bereiche heilsame Wirkung zu:

Vieles des Besten ist gerettet, und wacht wieder auf, seitdem man wieder hoffen durfte; vieles Elende und Schlechte der vorigen Zeiten hat die Revolution wegge-

176 22. Dezember 1808, Haug, S. 433.

177 Dass Zschokke während Napoleons Regentschaft diesen noch weit mehr verehrte, weist Böning (Anm. 82), S. 75 nach.

178 Zschokke (Anm. 14), S. 258.

179 Pfenninger (Anm. 13), S. 198.

180 Pfenninger (Anm. 13), S. 201.

181 Besonders deutlich am 1. Juli 1803, Haug, S. 350 f.

*wischt, und die innere Verwaltung geht (etwa die Cantone ausgenommen, wo ehemalige Revolutionnaires regierten) besser als man selbst erwartete.*¹⁸²

8. Schlusswort

Die ganze vorliegende Arbeit hat das in vielem zwiespältige Verhältnis Müllers zur Helvetik gezeigt, wobei die Urteile anderer Autoren seine Einschätzungen gelegentlich noch verdeutlicht oder ihnen aber widersprochen haben. So waren in Müllers Augen in den Verhältnissen, wie sie bis 1798 in der Alten Eidgenossenschaft geherrscht hatten, einerseits zahlreiche Mängel vorhanden, andererseits machte er dann aber doch den französischen Einfluss und nicht die inneren Verhältnisse hauptsächlich für den Untergang der alten Ordnung verantwortlich. Bei ihm überwogen insgesamt angesichts des Neuen die negativen Erwartungen und verdrängten bald wieder vorübergehend aufkeimende Hoffnungen. Diese turbulente Zeit war für Müller und die anderen untersuchten Autoren zudem von viel Unsicherheit geprägt.

Besonders zwiespältig war Müllers Verhältnis zum neu errichteten helvetischen Einheitsstaat. Immer wieder übte er Kritik an seinen Institutionen, der Verfassung und den Machthabern trotz des eigenen, von ihm selbst als Pflicht verstandenen Engagements im neuen Staat. Müllers Urteil war dabei keineswegs konstant, sondern änderte sich in diesem Bereich genauso wie bei anderen Fragen.

Frankreich und den Franzosen stand Müller von Anfang an ablehnend gegenüber, wobei die Ereignisse im Verlaufe der Französischen Revolution massgeblich dafür verantwortlich waren. Als dann aber Truppen aus dem westlichen Nachbarland in der Schweiz stationiert waren, veranlassten ihn gewisse Sachzwänge oder der persönliche Umgang mit einzelnen Franzosen, beispielsweise mit einquartierten Offizieren, von seinem negativen Urteil gelegentlich ein wenig abzurücken. Er tadelte auch immer wieder die durch die französischen Requisitionen, Einquartierungen und abverlangten Kontributionen verursachten Belastungen des Landes, welche die Franzosen in seinen Augen eindeutig als Eroberer und nicht, wie in der staatlichen Propaganda behauptet, als Befreier erscheinen liessen. Die Belastungen bedrohten aber nie wirklich seine wirtschaftliche Existenz, wie dies etwa bei Heinrich Bosshard, einem Angehörigen der Landbevölkerung, der Fall war.

Als 1799 kaiserlich-österreichische und russische Truppen in die Schweiz einmarschierten und die Franzosen vorübergehend aus einem Teil des Landes verdrängten, hoffte Müller zwar, die seit 1798 eingetretenen Veränderungen würden teilweise rückgängig gemacht, gleichzeitig fürchtete er sich aber vor einer radikalen Rückkehr zu den Verhältnissen der Alten Eidgenossenschaft. Er tadelte insbesondere immer wieder die darauf abzielenden Forderungen der zurückgekehr-

182 10. Mai 1806, Haug, S. 398.

ten Emigrierten, beispielsweise des Fürstabtes von St. Gallen, sowie der im Land verbliebenen überzeugten Anhänger der alten Ordnung. Müller bewertete indessen die Österreicher, welche als «neue Befreier» in die Schweiz einmarschierten, viel besser als die «alten Befreier», die Franzosen. Den Russen gegenüber war er indessen von Anfang an kritischer eingestellt. Nach ihrem militärischen Misserfolg bei Zürich hatte er nur mehr Worte der Verachtung für sie übrig und beurteilte sie dann gar als schlimmer als die Franzosen.

Die permanente Staatskrise, in welcher die Helvetische Republik nach dem Intermezzo von 1799/1800 bis zu ihrem Ende 1803 steckte, spiegelt sich in Müllers Briefen in doppelter Weise wider. Einerseits erkannte er die verschiedenen Probleme des Staates, andererseits war er selbst des öfteren ein gutes Beispiel für die auch von ihm getadelten Phänomene der Krise, etwa für die alles überschattenden Parteigegensätze oder den Kantonsgeist. Er tadelte auch immer wieder die Rolle Frankreichs in den Auseinandersetzungen, welches in seinen Augen ein stetes Katz-und-Maus-Spiel mit der Schweiz trieb. Es überrascht auch nicht, dass sich Müller in seinen Briefen an den Bruder intensiv mit möglichen Auswegen aus der Krise befasste. Dabei änderte er im Verlauf der Zeit seine Vorstellungen und kam insbesondere auch wieder vom amerikanischen Vorbild für eine Bundesreform der Schweiz ab. Als schliesslich nach dem gescheiterten Aufstandsversuch gegen die Helvetik Frankreich erneut direkt eingriff, war Müller gegenüber den von dieser Seite her zu erwartenden Lösungsvorschlägen für die Krise höchst kritisch eingestellt. Seine anfängliche Skepsis machte aber bald zunehmendem Lob Platz, sowohl für die 1803 übergebene Mediationsakte als auch für ihren Haupturheber, Napoleon Bonaparte.

Müllers Stellungnahmen zu zentralen Fragen aus der Zeit der Helvetik und der Vergleich mit den Urteilen anderer Betroffener haben des öfteren gezeigt, dass Müller insgesamt einen mittleren Standpunkt einnahm. Er kann daher meines Erachtens als gemässigter Anhänger der alten Ordnung bezeichnet werden, der diese aber in entscheidenden Punkten sowohl auf kantonaler wie auch auf Bundesebene reformieren wollte.

Was die Glaubwürdigkeit von Müllers Aussagen und Einschätzungen anbelangt, waren sein oft ängstlicher Charakter und seine gelegentlichen, starken Gemütschwankungen einer objektiven Einschätzung der Dinge nicht gerade dienlich. Dies betont bereits Hans Ulrich Wipf in einer Untersuchung.¹⁸³ Auch Müller selbst beklagte seine übertriebene Ängstlichkeit.¹⁸⁴ Diese stellt aber auch einen Vorteil im Zusammenhang meiner Arbeit dar. Da Müller mit seinen Ängsten sicherlich nicht allein war, spiegeln sich in seinen Aussagen vielleicht besser als in den Aufzeichnungen von anderen, ruhigeren Personen die Empfindungen

183 Hans Ulrich Wipf, Der «fatale» Brief Johannes von Müllers, Schaffhauser Beiträge 53 (1976), S. 220.

184 Tagebuch, 3. Jan. 1798, J. G. Müller-Nachlass 117/83.

breiter Bevölkerungsschichten wider. Auch mit seinem oben mehrfach nachgewiesenen Opportunismus und dem daraus resultierenden Urteilswandel dürfte er sicherlich nicht allein gewesen sein. Müller erwähnte zudem verschiedene Male seine Furcht vor der Zensur, die ihn in besonders unruhigen Zeiten zur Rücksicht mahnte. Er forderte dann jeweils den Bruder auf, ebenfalls eine solche walten zu lassen, oder sah sich gar genötigt, einen Brief des Bruders zu verbrennen, aus Angst, dass er in falsche Hände geraten könnte.¹⁸⁵

Gelegentlich schrieb Müller auch Briefe, die ganz eindeutig dazu bestimmt waren, am Kaiserhof in Wien gezeigt oder zitiert zu werden, um das Wohlwollen der Repräsentanten des österreichischen Hofes entweder für die Schweiz oder für seine eigene Person zu gewinnen, um allenfalls später dadurch eine Stelle zu erhalten.¹⁸⁶

Trotz all dieser Merkmale haben meines Erachtens die Briefe Johann Georg Müllers an seinen Bruder bedeutenden historischen Wert, und zwar nicht nur wegen ihrer grossen Zahl und Informationsdichte. Sie vermitteln nämlich einen lebhaften und unmittelbaren Eindruck über einen bewegten und wichtigen Abschnitt der Schweizer Geschichte. Mit weiterer Forschungstätigkeit im umfangreichen Nachlass von Johann Georg Müller liessen sich bestimmt zusätzliche Erkenntnisse zu seiner Persönlichkeit, wie auch zu verschiedenen Aspekten der Schaffhauser und Schweizer Geschichte während der Helvetik, der vorausgehenden und nachfolgenden Zeit gewinnen. Umfangreiches Material im Nachlass wartet auf weitere Untersuchungen.

Andreas Rüttimann
Industriestrasse 3, CH-8610 Uster

185 22. Dezember 1798, Haug, S. 164.

186 30. Dezember 1801, J. G. Müller-Nachlass 67/15.

